

**M**  
MOEWIG

# Perry Rhodan

der Erbe des Universums

Die grosse WELTRAUM-SERIE  
von K.H. Scheer und Clark Darlton



**Nr. 462**

**DM 1.-**

Deutschland	57,-
Schweiz	Fr. 1,20
Italien	Lis. 220
Belg./Lux.	F. 15,-
Frankreich	FF 1,30
Nederland	Mt. 1,10
Spanien	Pts. 25,-

**Neu!**

## Der Wissende

Er überlistet seine Entführer — und fliegt  
zur grünen Sonne

**Nr. 462**

## **Der Wissende**

*Er überlistet seine Entführer - und fliegt zur grünen Sonne  
von Clark Darlton*

Auf Terra schreibt man Mitte Dezember des Jahres 3437. Perry Rhodan, Regierungschef und Begründer des Solaren Imperiums der Menschheit, hält sich mit der MARCO POLO, dem neuesten und mächtigsten Fernraumschiff der Solaren Flotte, seit geraumer Zeit in NGC 4594, der Heimatgalaxis der Cappin-Völker, auf. Perry Rhodan, von achttausend Terranern und Bewohnern anderer Welten der Milchstraße begleitet, will sich Gewißheit darüber verschaffen, was in »Gruelfin«, wie NGC 4594 von den Cappins genannt wird, wirklich vorgeht - und ob die Takerer tatsächlich eine Invasion der Milchstraße planen. Ovaron hingegen, deni die MARCO POLO zu einer Rückkehr in seine Heimatgalaxis verhelfen hat, interessiert sich vor allem dafür, was aus dem vor 200 Jahrtausenden von ihm regierten Volk der Ganjasen geworden ist.

Der Archivplanet der Moritatoren, auf dem ein Spezialistenteam der MARCO POLO landen und die seit Jahrtausenden gespeicherten Informationen durchforschen durfte, hätte eigentlich all die Komplexe zur Klärung bringen können, an denen Perry Rhodan und Ovaron interessiert sind. Aber es kam nicht dazu, denn das Kontrollkommando der Takerer beendete abrupt die Untersuchungen der Terraner, indem es den Archivplaneten vernichtete.

Nur dank Perry Rhodans und seiner Leute schnellem Eingreifen konnten die Bewohner des Archivplaneten dem Untergang ihrer Welt entgehen und auf dem Planeten Haygasch Zuflucht finden.

Was aber ist inzwischen mit Schekonu geschehen? Der verschollene Moritator ist für die Terraner und die Takerer gleichermaßen eine Schlüsselfigur. Schekonu ist in der Lage, den rechtmäßigen Ganjo zu identifizieren - denn Schekonu ist DER WISSENDE ...

Die Hauptpersonen des Romans:

**Perry Rhodan** - Der Großadministrator wird ungeduldig.

**Schekonu** - Der Wissende überlistet seine Entführer.

**Abschena** - Ein vorbildlicher Gastgeber.

**Farenda** - Kommandant eines Entführerschiffs der Takerer.

**Trotter** - Bewohner eines zerstörten Planeten.

**Grammel und Brumme!** - Trotters jüngere Brüder.

**Gucky** - Der Mausbiber stoppt einen Riesenbären.

### 1.

Die Sterneninsel NGC-4594, auch »Sombrero-Nebel« genannt, war elf Parsek von der Erde entfernt, etwa sechsunddreißig Millionen Lichtjahre.

Einhundertzwanzig Milliarden Sonnen!

Und eine davon die rote Sonne Arnsot, die von drei Planeten umkreist wurde. Sie stand abseits der üblichen Verkehrslinien einsam und scheinbar vergessen in der Unendlichkeit. Auf vielen Sternkarten der Takerer war sie nicht einmal verzeichnet.

Der zweite Planet der roten Sonne Arnsot hieß Haygasch. Er war bewohnt, wenn auch nur von dreitausend Technikern der Moritatoren.

Denn Haygasch war eine Reparaturwelt. Moritatoren, deren Schiffe einer Reparatur oder der Überholung bedurften, kamen nach Haygasch. Riesige Werftanlagen auf und unter der Oberfläche waren in der Lage, selbst komplizierte Arbeiten durchzuführen. In der Nähe der Wohnsiedlung der

Techniker lag ein Raumflughafen, auf dem nur wenige Schiffe zu sehen waren, meist die kleinen pyramidenförmigen Raumfahrzeuge der Techniker und Moritatoren.

Seit mehr als einer Woche jedoch stand auf diesem Raumflughafen ein gigantisches Gebilde, das nicht hierher zu passen schien. Es war eine riesige Kugel mit zweieinhalf Kilometern Durchmesser, der terranische Kugelraumer MARCO POLO.

Rhodan hatte beschlossen, auf der friedlichen Welt der Moritatoren abzuwarten, ob die Nachforschungen nach dem Verbleib des von den Takerern entführten »Wissenden« erfolgreich waren oder nicht. Es war Atlan mit der MARCO POLO Weht gelungen, die vier Schiffe der Takerer zu stellen. Sie hatten sich getrennt und waren ihm entkommen.

Und an Bord eines der Schiffe befand sich der Entführer.

Ein »Wissender«, ein Moritator von besonderer Art.

Einer, der Ovaron als den lange erwarteten Ganjo identifizieren konnte. Er konnte somit genau das, was

die Takerer unter allen Umständen verhindern mußten, wenn sie ihren Herrschaftsanspruch auf NGC-4594 aufrechterhalten wollten.

Der Chef der Techniker auf Haygasch, der Moritator Abschena, gab sich alle Mühe, seinen Gästen den Aufenthalt auf seiner Welt so angenehm wie möglich zu machen. Fast täglich veranstaltete er in seinem geräumigen Wohnhaus gesellige Abende, oft sogar richtige Gartenparties unter dem mit Sternen übersäten Himmel. Bei diesen Gelegenheiten lernten Rhodan und seine Freunde die führenden Techniker kennen, und besonders Abschenas Sohn, Schewaba, hielt sich meist bei den Terranern auf. Er behauptete sogar, die MARCO POLO inzwischen besser zu kennen als die Werften auf Haygasch.

Rhodan hatte sechstausend Moritatoren mitgebracht, die er - im wahrsten Sinne des Wortes - aus der Hölle geholt hatte. Die Takerer waren skrupellos genug gewesen, die wertvolle Archivwelt Molakesch durch einen Atombrand zu vernichten.

Die Rettung der sechstausend Cappins hätte Rhodan und seinen Leuten fast das Leben gekostet, aber die Tat überzeugte die Moritatoren davon, in den Terranern wahre Freunde zu besitzen, auf die man sich verlassen konnte.

Und sie zeigten sich dankbar, indem sie alles taten, um ihnen zu helfen. Durch die fremde Galaxis eilten mit milliardenfacher Lichtgeschwindigkeit die geheimnisvollen Funksignale der Dakkarkome und baten um Auskunft.

Rhodan war in die Heimatgalaxis der Cappins gekommen, um herauszufinden, ob eine Invasion der Milchstraße geplant wurde. Der zweite Grund hieß Ovaron.

Er, den Rhodan mit dem Nullzeitdeformator aus fernster Erdvergangenheit geholt hatte, wollte in seine Heimat zurückkehren, um sein von den Takerern gestohlenes Erbe zurückzuholen.

Am 10. Dezember des Jahres 3437 Erdzeit suchte Rhodan Abschena allein auf, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen.

Der alte Moritator bat seinen Gast, Platz zu nehmen. Sie saßen im Garten und würden von Robotern bedient, die Abschena eigens zu diesem Zweck hatte konstruiert lassen.

»Es kamen erst sehr wenig Informationen herein, mein Freund. Sie dürfen niemals die Geduld verlieren.«

»Ich darf aber auch keine Zeit verschwenden, Abschena.«

»Sie würden nicht mehr erfahren, wenn Sie planlos suchten. Glauben Sie mir; meine Anfragen werden durch die ganze Galaxis verbreitet. Die Moritatoren, die sie empfangen, leiten sie weiter, wenn sie keine Antwort haben. Einmal müssen wir auf einen stoßen, der mehr weiß. Und er wird seine Informationen

sofort an uns zurücksenden. Sicher, auch wieder auf Umwegen und über zahlreiche Relaisstationen, aber ihr Ziel wird immer Haygasch sein, unser kleiner, unbedeutender, und darum auch unbekannter Planet. Nur das Warten bringt Sie weiter, Rhodan.«

»Ich weiß, daß Sie recht haben, aber untätiges Herumsitzen bringt mich jast zur Verzweiflung. Sie müssen das Verstehen, Abschena. Sie sind gastfreudlich zu uns, Sie tun alles, uns das Leben hier angenehm zu machen, sie verzeihen sogar unserem kleinen Gucky seine oft nicht gerade taktvollen Späße. Aber ...«

Abschena unterbrach Ihn lächelnd.

»Ist er mit seinem von mir überreichten Orden zufrieden, oder hat er schon bemerkt, daß nicht nur er Späße machen kann?«

»Er trägt es voller Stolz, das Kontrollräddchen für den Dakkarkom. Und wenn ich ehrlich sein darf - es sieht in der Tat wie ein Orden aus. Besonders die eingravierten Runen verstärken diesen Eindruck.«

»Wichtig ist, daß er sich darüber freut. Nun aber zurück zu unserem Thema, Perry Rhodan. Ich fühle mit Ihnen und verstehe Ihre Ungeduld. Aber Sie müssen warten. Es hätte wenig Sinn, die Takerer selbst zu fragen.«

Rhodan winkte einem der Roboter, der sofort gehorchte und ihm Wein einschenkte. Die Techniker verstanden es, einen vorzüglichen Wein herzustellen, »Seien Sie ehrlich, Abschena, glauben Sie noch immer nicht, daß Ovaron jener Ganjo ist, dessen Wiederkehr die Moritatoren seit Jahrtausenden verkünden? Haben Sie immer noch Zweifel, obwohl wir uns doch ehrlich darum bemühen, einen >Wissenden< herbeizuschaffen, einen Moritator also, der den Ganjo identifizieren kann?«

Abschena sah Rhodan prüfend an, dann nickte er:

»Ja, ich habe noch Zweifel. Bitte, nicht an Ihrer Ehrlichkeit, Rhodan, aber könnte nicht Ovaron ein Betrüger sein, oder einfach jemand, der von etwas fest überzeugt ist, was nicht stimmt? Ich will damit sagen, es könnte doch sein, daß Ovaron selbst von guten Absichten beseelt ist, vielleicht selbst überzeugt ist, der Ganjo zu sein - und trotzdem könnte es nicht stimmen, und er lügt, ohne es zu wissen.«

»Ich halte das für ausgeschlossen, Abschena. Es gibt Beweise für seine Echtheit. Sie wurden von den Takerern gefälscht - allein das ist schon Beweis genug, daß sie Ovaron ernst nehmen. Würden sie das tun, wenn Ovaron ein Betrüger wäre?«

Abschena zögerte die Antwort hinaus, indem er sich Wein nachschanken ließ. Erst als der Roboter wieder abwartend am Kopfende des Tisches stand, erwiederte er:

»Gerade die Reaktion der Takerer ist es, die mir zu denken gibt. Sie sind Taktiker, kluge Taktiker. Sie

wissen, daß der echte Ganjo ihr Gewaltregime stürzen könnte. Gerade indem Sie sich nun so sehr um ihn kümmern, könnten sie den Einfluß eines falschen Ganos hochspielen, zu ihrem eigenen Nutzen. Wenn sie ihn später entlarven, wäre der Sturz um so tiefer. Einen echten Ganjo würden sie vielleicht total ignorieren, um seine Bedeutung zu verringern. Ich sage Ihnen, Rhodan, ich kenne keine verschlageneren Intelligenzen als die Takerer.«

»Ihre Brutalität jedenfalls haben auch wir zu spüren bekommen. Sie haben einen ganzen Planeten vernichtet, um wichtige Unterlagen zu beseitigen. Das Leben von Tausenden von Moritatoren, die doch als unantastbar gelten, war ihnen gleichgültig.«

»Die Takerer haben uns für ihre Zwecke mißbraucht, das dürfte nun feststehen. Ich frage mich nur, ob es etwas mit ihren Plänen zu tun hat, Ihre Galaxis zu überfallen. Das ist es, was Sie wissen müssen, und Sie werden es erfahren - wenn Sie genügend Geduld aufbringen und warten.«

Rhodan seufzte und trank. Der Wein war wirklich vorzüglich. Er begann zu verstehen, warum Gucky in den letzten Tagen mehrmals einen über den Durst getrunken hatte.

»Wir warten«, versprach er. »Wir werden warten.«

\*

Zwei Tage später trafen die ersten Informationen ein, die den entführten »Wissenden« betrafen.

Abschena landete mit seinem Gleiter unmittelbar neben der MARCO POLO und stieg aus. Sein Sohn begleitete ihn. Rhodan und Atlan wurden unterrichtet. Sie befanden sich gerade mit Professor Waringer auf einem Rundgang durch die Konverterräume, ließen aber alles liegen und stehen, als sie über Interkom von dem Besuch unterrichtet wurden.

Ovaron und Merceile ließen es sich nicht nehmen, Abschena und Schewaba ebenfalls zu begrüßen. Sie wollten sich wieder entfernen, als der Chef der Techniker den Grund seines Besuches angab, aber Abschena hielt sie zurück.

»Bitte, bleiben Sie, Ovaron. Die Informationen werden auch Sie interessieren, Sie sogar ganz besonders. Wir haben ja alle ein Interesse daran, daß Ihre Identität geklärt wird. Und das kann nur ein Wissender. Wir wissen nun, wer er ist.«

»Haben die Takerer ihn freigelassen?« fragte Rhodan unglaublich.

»Natürlich nicht, wir haben nur seinen Namen erfahren, das ist alles. Mehr als zweihundert Schiffe der Moritatoren haben sich auf die Suche nach ihm gemacht. Er ist bekannt und beliebt, und sein Name lautet Schekonu.«

»Was nützt uns ein Name?«

»Viel, sehr viel. Ich kann mich entsinnen, Schekonu bereits begegnet zu sein. Es muß hier auf Haygasch gewesen sein. Vielleicht landete er hier, um sein Schiff überholen zu lassen.«

Ich weiß es nicht mehr, denn es muß schon lange her sein. Schon damals besaß er einen guten Ruf. Man sagt ihm sogar suggestive Kräfte nach, obwohl er noch relativ jung ist.«

»Ein Mutant?«

»Nein, nicht in dem Sinne wie Ihr Teleporter Ras Tschubai oder der Telepath Fellmer Lloyd. So nicht, Rhodan. Aber ich bin überzeugt, seine Persönlichkeit wird ihren Eindruck auf Sie nicht verfehlen, falls Sie ihm jemals begegnen sollten.«

»Wenn er nicht gefunden wird, muß eben ein anderer Wissender Ovaron identifizieren.«

»Schekonus Entführung wurde bekannt. Die anderen Wissenden werden sich hüten, Ihnen ihre Hilfe anzubieten Sie brächten sich nur in Gefahr.«

»Dann würde aber auch bekannt, daß die Takerer eine Identifizierung Ovarons verhindern wollen. Und jeder würde wissen, daß sie ihre guten Gründe dafür haben. Glauben Sie nicht auch, daß ein solcher Gedankengang gerade die Wissenden neugierig machen könnte?«

Abschena nickte nachdenklich.

»Da haben Sie wieder recht, ich muß Ihnen zustimmen. Jedenfalls bin ich nun in der glücklichen Lage, eine reguläre Suchmeldung über unser Nachrichtennetz ausstrahlen zu lassen. Aus vagen Verdachtsmomenten wurde Gewißheit. Wir wissen, wen wir suchen.«

»Befürchten Sie nicht selbst, Schwierigkeiten mit den Takerern zu bekommen, Abschena?«

»Wie denn? Die Takerer fangen zwar unsere Dakkarsendungen auf, aber sie können nichts damit anfangen, und noch niemals hat es unter den Moritatoren einen Verräter gegeben. Diese Vorsicht macht sich heute bezahlt. Denn ich muß Ihnen noch etwas mitteilen. Ich hatte in den vergangenen Tagen Gelegenheit, mit einigen der von Ihnen geretteten Moritatoren des Archivplaneten zu sprechen. Ihre Aussagen haben mich sehr nachdenklich gestimmt. Sie erinnern sich doch sicherlich noch unseres Gesprächs vorgestern im Garten?«

Rhodan bejahte das. Und ob er sich erinnerte!

»Ich kann, wie Sie verstehen werden, mit einer bloßen Vermutung nichts anfangen, auch nicht mit dem bloßen Glauben daran, daß Ovaron der lang erwartete Retter unserer Galaxis, der Ganjo, ist. Wir brauchen die Gewißheit, den Beweis! Vielleicht lag er auf Mo-lakesch, der Archivwelt. Vielleicht wurde sie wirklich nur deshalb von den Takerern vernichtet. Die Moritatoren, die Sie von dort mitbrachten, glauben es wenigstens.«

»Zumindest streiten Sie nun nicht mehr ab, daß die

Möglichkeit besteht, Ovaron ...«

»Ich habe es niemals abgestritten, Rhodan, ich habe nur Beweise verlangt. Niemand wäre glücklicher als ich, wenn diese Beweise erbracht werden könnten.«

»Sie helfen mir dabei«, sagte Rhodan in versöhnlichem Ton. »Ich bin oft ein wenig ungehalten - verzeihen Sie mir meine Ungeduld.«

Abschena winkte ab und sah Ovaron an.

»Eigentlich wäre es an mir, Ovaron um Verzeihung zu bitten - meiner Zweifel wegen. Aber ich trage Verantwortung, eine Menge Verantwortung, und kann mich nicht auf Dinge einlassen, die ein Sternenreich erschüttern können. Die Rache der Takerer wäre furchtbar, und die Folgen für uns nicht abzusehen. Erst wenn der echte Ganjo auftaucht, können wir sicher sein, alle Völker dieser Galaxis hinter uns zu haben, und dann: wehe den Takerern!«

»Mit unserer Unterstützung können Sie rechnen«, sagte Rhodan einfach.

Abschena horchte auf, als er ein feines Klingeln vernahm. Die anderen hatten es auch gehört, achteten aber nicht darauf.

»Was war das? Es kommt näher ...«

Atlan zuckte die Schultern.

»Nicht darauf achten, Abschena, und denken Sie nur jetzt nicht an Orden oder Kontrollräderchen, sondern an ganz andere Dinge. Zum Beispiel an heute abend, oder was immer Sie wollen ...«

Es war Gucky, der Mausbiber.

Er kam hinter Abschenas Gleiter hervorspaziert, mit geschwellter Brust und baumelnden Orden. Das Prachtstück hing in der Mitte, ein rundes Metallplättchen mit Eingravierungen.

Abschenas Auszeichnung für besondere Verdienste.

Gucky genoß die allgemeine Bewunderung, nickte Terranern und Moritatoren gnädig zu - und ging weiter. Er hoffte immer wieder, daß er jemand begegnete, der den neuen Orden noch nicht gesehen hatte.

»Ich fürchte«, flüsterte Atlan, »er hat die Uniform seit einer Woche bald nicht mehr ausgezogen. Er schlafst sicher damit.«

Ovaron flüsterte zurück:

»Sie sind leichtsinnig, Atlan! Wenn er espert ...«

»Der hat jetzt zum Glück andere Sorgen«, meinte Atlan beruhigend. »Sehen Sie nur - er marschiert auf die Gruppe Männer zu, die es sich im Schatten der Teleskopstützen bequem gemacht haben. Er läßt sich feiern, wie ich ihn kenne. Keine Zeit zum Gedankenlesen.«

»Nun ja«, sagte Abschena belustigt. »So hat eben jeder seine Sorgen. Aber um Atlans Bemerkung aufzugreifen - Sie sind heute abend doch wieder meine Gäste?«

Rhodan schüttelte den Kopf.

»Sie irren, Abschena. Heute abend werden Sie unser Gast sein, und zwar an Bord der MARCO POLO. Wir haben vor, Ihnen einige unserer Filme vorzuführen. Sie sollen unsere Heimat, den Planeten Erde, kennenlernen. Wir sind gespannt, was Sie dazu sagen werden.«

»Ich komme gern«, versprach Abschena.

»Sie, Ihr Sohn und jeder, den Sie mitbringen möchten.«

Rhodan wartete, bis der Gleiter mit den beiden Technikern gestartet war, dann sagte er zu Atlan und Ovaron:

»Wie lange bleiben wir noch? Diese Untätigkeit geht mir auf die Nerven. Unseren Leuten auch. Die CMP-1 ist wieder einsatzbereit und steht im Hangar. Nichts hält uns hier.«

»Uns hält sehr viel hier fest«, widersprach Atlan und erntete einen beifälligen Blick von Merceile, die sich auf Haygasch richtig heimisch zu fühlen begann. »Vor allen Dingen die Verpflichtung Abschena gegenüber. Er hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Informationen zu erhalten. Wir können ihn jetzt nicht allein lassen.«

Rhodan nickte ihm zu.

»Du hast natürlich recht, alter Freund. Wir müssen warten.«

Und sie blieben weiterhin auf Haygasch, einer Welt, die von den Takerern vergessen worden war.

## 2.

Er war schon seit zwei Wochen ihr Gefangener.

Über schlechte Behandlung konnte er sich nicht beklagen, wenn es ihm auch an Bewegungsfreiheit fehlte. Die Takerer hatten ihn in eine Zelle gesperrt, die recht wohnlich eingerichtet war. Eine kleine Mikrobücherei stand zu seiner Verfügung, und über den Interkom konnte er jederzeit mit dem Kommandanten sprechen.

Der Bildschirm allerdings galt weniger seinem Vergnügen, als dem Zweck, ihn leichter überwachen zu können.

Schekonu, der den Ehrentitel >Der Wissende< trug, war noch jung. Seine hochgewachsene und schlanke Gestalt verriet viel Kraft und Mut, sein Gesicht Ausdauer und Intelligenz. Da er ein Tryzom-Orter war, also jene Fähigkeit besaß, mit der er den Ganjo identifizieren konnte, sah man ihm allerdings nicht an. Auch nicht, daß er schwache suggestive Fähigkeiten hatte. Leider genügten seine Suggestivgaben nicht aus, sich durch Beeinflussung der gesamten Mannschaft der Gefangenschaft zu entziehen.

Und noch ein weiterer Minuspunkt kann in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden.

Schekonu, der Wissende, hatte - in der Umgangssprache der Terraner ausgedrückt - zwei linke Hände.

Von Technik verstand er so gerade das Notwendigste, eine Konserv zu öffnen. Hätte man ihm einen Hammer in die Hand gedrückt, und einen Nagel, so hätte er sicherlich alles mit dem Hammer getroffen, nur nicht den Nagel.

Schekonu kannte seine Schwäche nur allzu gut, und er hatte viele Jahre benötigt, das Fliegen eines kleinen Raumbootes zu erlernen. Er mußte damals eine Prüfung ablegen, und dreimal war er durchgefallen.

Aber heute war er durchaus in der Lage, auch die Kontrollen eines ihm fremden Schiffes zu begreifen, wenn es sich nicht gerade um einen Kreuzer der Takerer handelte. Aber mit einem ihrer Rettungsboote, davon war er überzeugt, würde er im Notfall schon umgehen können.

An diesem Punkt seiner Überlegungen begannen seine Fluchtpläne. Aber noch war es nicht soweit.

Noch saß er in seiner Zelle, und das Hauptproblem war, aus ihr hinauszugelangen. Selbst wenn ihm das gelang, lagen die Hauptschwierigkeiten noch vor ihm. Unbemerkt mußte er ein Beiboot startklar machen, unbemerkt mit ihm fliehen und entkommen, ehe die Takerer die Verfolgung aufnehmen konnten.

Er betrachtete seine Hände und mußte lächeln. Man war in Kreisen der Moritatoren immer recht taktvoll gewesen, wenn die Sprache auf seine Ungeschicklichkeit kam. Man verzeh ihm seine Schwäche, denn er war ein Wissender, und seine Stärke lag nicht in den Händen, sondern bei seinen geistigen Fähigkeiten.

Seine kupferfarbenen Haare hingen ihm herab bis zur Schulter. In dem scharfgeschnittenen Gesicht saß eine leicht gekrümmte Nase, so daß ihn jeder Terraner sofort für den direkten Abkömmling eines Indianers gehalten hätte. Die schwarzen Augen und die samtblaue Farbe seiner Haut verstärkten diesen Eindruck.

Schekonu stellte die geleerte Schüssel beiseite und nahm einen kräftigen Schluck aus dem Metallgefäß. Sie ließen ihn weder verhungern noch verdursten, denn er war ihnen zu wichtig.

Er hätte nur zu gern gewußt, was mit seinen Leuten geschehen War die ihn auf seinem Flug zur Archivwelt Molakesch begleitet hatten. Farenda, der Kommandant des Takererschiffes, hatte ihm auf alle-diesbezüglichen Fragen keine direkte Antwort gegeben.

Schekonu begann zu glauben, daß sie alle getötet worden waren.

Wenn das wahr war, hatte sich etwas Unerhörtes und Unglaubliches ereignet: Die Takerer hatten die uralten Gesetze verletzt, nach denen ein Moritator

unantastbar war. Schon seine Gefangennahme verstieß gegen die Gesetze.

Schekonu stand auf und ging in der Zelle auf und ab. Viel Platz hatte er nicht für seinen Verdauungsspaziergang, aber er wollte nicht auf Bewegung verzichten. Er mußte geschmeidig und gelenkig bleiben, wenn er seinen Plan in die Tat umsetzen wollte.

Eine halbe Stunde später drückte er auf den Knopf unter dem kleinen Bildschirm, der ihn mit der Kommandozentrale der Takerer verband. Ein Offizier meldete sich.

»Ich möchte mit dem Kommandanten sprechen«, sagte Schekonu.

Der Offizier bedauerte:

»Der Kommandant hält sich in seiner Kabine auf und darf nicht gestört werden.«

»Und wann etwa darf er wieder gestört werden? Ich hätte ihm einige Fragen zu stellen.«

»Fragen, die schon hundertmal von Ihnen gestellt wurden? Ich glaube kaum, daß Farenda ausgerechnet heute gewillt sein wird, Antwort zu geben. Und wenn die Zeit gekommen ist, wird er es Ihnen rechtzeitig mitteilen.«

Schekonu sah den Offizier schaff an. »Manchmal scheinen Sie zu vergessen, wer ich bin. Sicher, Ihr Gefangener, aber immer noch Schekohu, ein Wissender. Wenn der Zwischenfall bekannt Wird, bekommen Sie Schwierigkeiten, das kann ich Ihnen prophezeihen. Sie haben gegen das Gesetz verstoßen ...«

»Machen Sie sich hur keine überflüssigen Sorgen, Wissender«, unterbrach ihn der Offizier spöttisch. »Wir Werden schon dafür sorgen, daß nichts bekannt wird. Und wenn, so fehlen noch immer die Beweise, daß wir Sie gefangennahmen. Ihr Schiff kann auch von unidentifizierten Fremden vernichtet worden sein. Sie sind es auch dann gewesen, die Ihre Begleiter töteten.«

Schekonus Gesicht blieb ausdruckslos.

»So, Sie haben Sie also getötet!«

Der Offizier verbarg seine Verlegenheit. Er hatte mehr gesagt, als er durfte. Wütend fuhr er den Gefangenen an:

»Halten Sie endlich den Mund und lassen Sie mich zufrieden! Der Kommandant ist nicht zu sprechen. Ich werde ihm Ihre Bitte mitteilen, wenn er in die Kommandozentrale zurückkehrt. Ende!«

Schekonu starre auf den erlöschenden Bildschirm, dann setzte er sich auf sein Bett.

Seine Freunde lebten also nicht mehr!

Er hätte es zwar geahnt, aber nicht glauben wollen. Der Gedanke daran allein War ungeheuerlich. Wie konnten die Takerer es nur wagen, eine Solche Untat zu begehen, nur weil er auf dem Weg nach Molakesch war, um einen angeblichen Ganjasen als

den Ganjo zu identifizieren?

Schekonu war überzeugt, einen Betrüger entlarven zu können.

Sollte er sich geirrt haben?

Sollte es sich wirklich um den Ganjo handeln, dessen Rückkehr die Moritatoren seit Jahrtausenden prophezeiten?

Das würde die Handlungsweise der Takerer erklären.

Er beschloß, bei seinen künftigen Gesprächen mit dem Kommandanten Farenda vorsichtiger zu sein.

Seit vierzehn Tagen schon irrite die ALTAON ziel- und planlos durch den Raum; Farenda wußte, daß er damit gegen das Gebot seines Herrschers verstieß, denn der »Taschkar«, erwartete voller Ungeduld den gefangenen Schekonu. Aber durch die hartnäckige Verfolgungsjagd war Farenda immer wieder gezwungen worden, unprogrammierte Flüge durch den Linearraum zu unternehmen. Nach dem Eintauchen in das Normaluniversum mußte durch langwierige Berechnungen der Standort neu festgestellt und die Koordinaten gespeichert werden. Und meist tauchten dann noch die MARCO POLO und die anderen terranischen Schiffe auf, so daß ein neuer Sprung notwendig wurde.

Diese Fremden aus einer anderen Galaxis waren nicht leicht abzuschütteln.

Farenda stand mit der ALTAON bereits tagelang im Orterschutz einer blauen Riesensonne, und damit schien er richtig gehandelt zu haben, denn die Terraner verschwanden endgültig. Sie hatten die ALTAON verloren, die ihrerseits den Kontakt zu den drei anderen Takererschiffen ebenfalls verloren hatte.

Farenda mußte den Rückflug zum Hauptsystem nun allein antreten, um seinen Gefangenen dem Taschkar auszuliefern.

In aller Ruhe hatte er die Position der ALTAON feststellen können, aber noch zögerte er, den Orterschutz der Sonne zu verlassen. Hier war er sicher, und niemand konnte wissen, wo die Terraner lauerten, um ihn abzufangen oder gar zu vernichten, obwohl sich Schekonu an Bord befand.

Er hatte einige Stunden geschlafen und fühlte sich wieder frisch und unternehmungslustig. Trotzdem beschloß er, einen weiteren Tag zu warten. In einigen Stunden begann die Nachtperiode im Schiff. Morgen würde er Kurs auf das Hauptsystem nehmen.

Als er in die Kommandozentrale kam, meldete ihm sein Stellvertreter »keine besonderen Vorkommnisse«, lediglich der Gefangene habe sich wieder bemerkbar gemacht, weil er Farenda sprechen wollte.

Farenda seufzte.

»Immer dasselbe! Er will mit mir reden. Dabei habe ich das Gefühl, er will nur etwas aus mir herausbekommen, das ich selbst nicht weiß. Was

haben Sie ihm gesagt?«

»Nichts! Ich werde mich hüten, Kommandant.«

»Will ich auch meinen! Schekonu kann uns schaden, wenn er vor dem Taschkar steht. Wir haben nur die Aufgabe, ihn zu ihm zu bringen, alles weitere ist seine Sache. Sie geht uns nichts an.«

Der Offizier salutierte.

»Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe? Ich übernehme dann die Nachtwache.«

»Ich lasse Sie wecken«, sagte Farenda knapp und grüßte zurück.

Wenig später saß er vor dem großen Bildschirm und ließ sich von den Offizieren der einzelnen Abteilungen Meldungen erstatten. Die Ortung war so gut wie blind und hatte keine Neuigkeiten. Kein Wunder, denn auch die, ALTAON konnte nicht geortet werden.

Der Kurs zum Hauptsystem war inzwischen berechnet und in die Computer gefüttert worden. Morgen mußte alles sehr schnell gehen. In einer einzigen Linearetappe wollte Farenda fünftausend Lichtjahre zurücklegen, genau auf das Hauptsystem zu. Dann plante er den Kurs fast rechtwinklig zu ändern, um eventuelle Verfolger irrezuführen. Zwei weitere Etappen würden ihn dann zu seinem endgültigen Ziel bringen, falls die Verfolger nicht auftauchten.

Sein Respekt vor den Fremden mit dem riesigen Kugelraumer war in den vergangenen zwei Wochen erheblich gestiegen.

Er verspürte nicht die geringste Lust, noch einmal mit ihnen in Berührung zu kommen, und wenn er an eine Entscheidungsschlacht dachte, wurde ihm ganz flau im Magen, ob - er alles andere als ein Feigling war.

Schließlich war sein eiförmiges Schiff nur ein paar hundert Meter lang, der Kugelraumer hingegen ...

Ein Summsignal unterbrach seinen unerfreulichen Gedankengang.

Es war der Gefangene.

In diesem Fall direkt eine erfreuliche Abwechslung.

Er stellte die Verbindung her.

»Nun, Schekonu, was gibt es denn diesmal?«

War die Verpflegung nicht gut genug? Haben Sie irgendwelche Beschwerden?«

Schekonu blieb kühl, aber höflich.

»Ich kann mich nicht über die Behandlung in diesem Schiff beklagen, Kommandant. Aber ich verlange endlich eine eindeutige Erklärung, was mit meinem Schiff und meinen Leuten geschehen ist.«

»Aber, Schekonu, diese Erklärung verlangen Sie doch wohl besser von dem Taschkar. Er wird Sie ihnen nicht verweigern.«

»Soll er mir vielleicht mitteilen, daß Sie meine Freunde umbrachten? Weiß er es denn überhaupt,

wenn Sie es auch ihm verschweigen?«

Der Kommandant bemühte sich, Fassung zu bewahren.

»Ach, Und woher wollen Sie wissen, daß ihre Freunde tot sind? Haben Sie einen sechsten oder gar siebten Sinn?«

»Vielleicht, Farenda, vielleicht. Jedenfalls weiß ich, daß sie nicht mehr leben.« Schekonu hielt es für besser, den Offizier nicht zu verraten, sondern den Kommandanten in dem Glauben zu lassen, er verfüge über übernatürliche Gaben. »Wollen Sie mir nicht endlich die Wahrheit sagen?«

»Nein!« Farenda stellte bei sich fest, daß er doch lieber über die Terraner nachdachte, als sich mit Schekonu zu unterhalten. »Sonst noch was?«

»Das Übliche. Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten, aber nicht über Interkom. Besuchen Sie mich in meiner Kabine.«

Farenda überlegte.

Vielleicht wäre es gar nicht so falsch, sich einmal mit dem Gefangenen unter vier Augen zu unterhalten. Jeder wollte etwas vom anderen wissen. Konnte doch möglich sein, daß man einen Handel abschloß.

»Mal sehen, Schekonu. Vielleicht Vor Einbruch der Nachtperiode. Bevor ich mich zur Ruhe begebe.«

»Ich würde mich freuen.«

»Gut, ich werde kommen. Aber wenn ich Ihnen gewisse Dinge mitteile, sollten auch Sie nicht so sparsam mit Ihren Äußerungen sein. Sie wissen: Offenheit beruht auf Gegenseitigkeit.«

»Wir werden beide zufrieden sein, meinte Schekonu in doppeltem Sinne.

Als der Bildschirm erlosch, kümmerte sich Kommandant Farenda wieder um den großen Panoramaschirm, der oval gekrümmt vor ihm die ganze Wand einnahm. Man hatte den Eindruck, durch ein riesiges Fenster direkt in den Weltraum zu blicken. Im rechten Eck schwebte der Ball der flammenden, blauen Sonne, gefährlich nahe, drohend und doch schützend. Die von ihr ausgehenden Strahlungen waren so Intensiv, daß sie jede Ortung verhinderten. Es mußte schon ein unwahrscheinlicher Zufall sein, wenn man sie hier entdeckte.

Dem Mittelpunkt der Galaxis zu ballten sich die Sterne zur unvorstellbaren Dichte, während sie auf der anderen Seite nur spärlich standen. Aber die Karten der Takerer waren relativ genau, wenn auch noch immer nicht vollständig.

So war das von hier aus genau 9413 Lichtjahre entfernte System Arnsot mit dem Reparaturplaneten Haygasch auf Farendas Karten nicht eingetragen.

Schekonu hatte mit der Bitte um einen Besuch des Kommandanten keine besonderen Absichten verbunden.

Sicher, er wollte fliehen, bevor die ALTAON das

Hauptsystem der Takerer erreichte, aber so genau wußte er noch nicht, wie er seine Absichten verwirklichen sollte. Je öfter er mit dem Kommandanten sprach, desto mehr erfuhr er über dessen Absichten. Und um so besser ließ sich ein Plan schmieden.

Nach dem Essen legte er sich hin. In seiner Zelle spielte es keine Rolle, ob im Schiff Tag oder Nacht herrschte. Solche Zeiteinteilungen waren im Weltraum relativer Natur, wurden aber aus Gewohnheit eingehalten. Der natürliche Lebensrhythmus sollte nicht gestört werden.

Schekonu war sich darüber im klaren, daß es ihm nicht gelingen konnte, den Kommandanten derart mit seiner Suggestivkraft zu beeinflussen, daß er ihm zur Flucht verhelfen würde. Dazu waren diese Fähigkeiten zu schwach ausgebildet und zu wenig geschult. Vielleicht sollte er sich in Zukunft mehr darum kümmern - wenn es noch eine Zukunft für ihn gab. In dieser Hinsicht gab er sich keinen übertriebenen Hoffnungen hin, wenn er sie auch nicht ganz verloren hatte.

Aber immerhin sollte es ihm gelingen, durch geschickte Fragestellung einiges zu erfahren, was ihm später nützlich sein konnte. So interessierte er sich zum Beispiel für die jetzige Position des Schiffes. Natürlich wußte Schekonu, daß die ALTAON schon tagelang im Schutz der blauen Sonne stand und wartete, aber er hatte keine Ahnung, in welchem Teil der Galaxis diese Sonne zu finden war.

In einem Beiboot gab es auch Sternkarten, aber sie allein würden ihm nicht weiterhelfen, wenn er die Ausgangskoordinaten nicht kannte.

Notfalls würde er blind fliegen, bis er auf eine außergewöhnliche Konstellation traf, die in den Karten wiederzufinden war.

Aber das alles waren zweitrangige Sorgen.

Erst einmal mußte die Flucht gelingen.

Er konnte sich entsinnen, daß er während des Unterrichtes, der seiner Flugprüfung vorangegangen war, ein Schiff der Takerer besichtigen mußte. Er wußte noch, daß der Hauptkorridor in der Mitte vom Bug bis zu den Antriebsräumen im Heck führte. In der Mitte etwa zweigten dann die Gänge zu den Hangars ab, in denen die Beiboote startbereit auf ihren Schienen standen. Es handelte sich dabei um torpedoförmige, nur zwanzig Meter lange Schiffe mit erstaunlich großem Aktionsradius und Linearantrieb. Wenn es ihm gelang, ein solches Schiff zu stehlen und damit in den Raum zu gelangen, konnte ihm die geplante Flucht vielleicht gelingen.

Die blaue Sonne half ihm dabei.

Er mußte eingeschlafen sein, denn er schreckte auf, als sich die Zellentür öffnete und Farenda eintrat.

Ein Wachposten, der draußen auf dem Gang stand,

verschloß die Tür wieder mit dem elektronischen Schlüssel. Selbst der Kommandant konnte nun die Zelle nicht mehr von sich aus verlassen.

»Bleiben Sie liegen, Schekonu«, sagte Farenda und setzte sich in den Sessel. »Sie sind schließlich unser Guest.«

Es klang nicht einmal ironisch, stellte Schekonu fest. Er richtete sich aber trotzdem auf, mit dem Rücken zur Wand.

»Es ist sehr zuvorkommend von Ihnen, mir meine Bitte zu erfüllen, Kommandant. Sie opfern einen Teil Ihrer freien Zeit, einem Gefangenen die Langeweile zu vertreiben. Oder haben Sie einen anderen, logischeren Grund, mich aufzusuchen?«

Farenda lächelte milde.

»Sie sind ein Wissender, man merkt es. Sie lassen sich nichts vormachen, das stimmt auch. Und Sie vermuten oft das, was richtig ist. Trotzdem glaube ich, Ihnen gewisse Dinge nicht mitteilen zu dürfen. Ich hoffe, Sie verstehen das.«

»Meine Freunde wurden durch Sie getötet, nicht wahr? Gut, Sie müssen es nicht bestätigen, ich weiß es auch so.

Aber tun Sie mir den Gefallen, es auch nicht abzustreiten - es würde unser Verhältnis empfindlich belasten. Einverstanden?«

Farenda sah sich in die Enge getrieben. Aber er verriet nichts, wenn er auf den Vorschlag Schekonus einging. Vielleicht erhielt er eine Gegenleistung. Es kam auf einen Versuch an.

»Ich streite nichts ab«, sagte er einfach. »Zufrieden?«

Schekonu blieb ganz ruhig sitzen, obwohl er ein Mordgeständnis vernahm. Das Geständnis, daß mehr als ein Dutzend seiner besten Freunde nicht mehr lebte. Und der Mann, der vor ihm saß, trug die Schuld an ihrem Tod. Er war der Mörder.

»Ja, zufrieden«, murmelte der Wissende. »Und was verlangen Sie als Gegenleistung?«

Farenda zögerte. Er wußte nicht, welche Information für ihn am wichtigsten sein konnte. Die Frage war, ob er für sich privat etwas herausholen sollte, oder ob er im Sinne des Taschkars handeln sollte. Er beschloß, allgemein zu handeln, sich also nach beiden Seiten hin abzusichern.

»Von wem erhielten Sie den Auftrag, nach Molakesch zu fliegen, um den angeblichen Ganjo zu identifizieren?«

»Eine Frage, die ich nicht beantworten kann, weil sie die geheimen Informationsquellen der Moritatoren betrifft. Natürlich haben die Fremden aus der anderen Galaxis damit zu tun, aber den Auftrag erhielt ich nicht von ihnen. Mehr kann ich darüber nicht sagen, ohne unsere Gesetze zu brechen.«

»Wenn Sie vor dem Taschkar stehen, werden Sie

alle Ihre Gesetze brechen müssen, wenn Sie weiterleben wollen, Schekonu.«

»Ich will aber nicht weiterleben, wenn ich diese Gesetze verletze, also kann auch der Taschkar nicht mehr erfahren.«

»Eine andere Frage, mehr privater Natur. Die dürfen Sie aber beantworten, ohne ein Risiko auf sich zu nehmen.«

»Fragen Sie - dann wissen wir es.«

»Der Ganjo ...? Was ist Ihre Überzeugung? Ist es der Ganjo, von dem die Moritatoren seit Jahrtausenden berichten?«

Diesmal spielte Schekonu seinen Trumpf aus.

»Wie soll ich das wissen? Sie waren es doch schließlich, der mich daran hinderte, ihn zu identifizieren! Hätten Sie mich nicht überfallen, mein Schiff vernichtet, meine Freunde getötet und mich gefangen genommen, wüßten wir heute, ob die Fremden den echten Ganjo oder einen Betrüger bei sich haben.

Sehen Sie das ein?«

»Ich fragte Sie nur nach Ihrer Vermutung, Schekonu. Und noch eins: Ich handelte nur auf Befehl, nicht aus eigenem Ermessen.«

»Sicher, das kenne ich. Die uralte Ausrede derer, die keine Verantwortung tragen wollen!«

»Werden Sie nicht unhöflich, Schekonu. Ich bin Offizier ...«

»Die zweite Ausrede, Kommandant.

Besäßen Sie Verantwortungsgefühl und zugleich den Wunsch, Ihren Posten nicht zu verlieren, hätten Sie zumindest mein kleines Schiff ignorieren können. Niemand hätte Sie dafür bestrafen können, mich nicht gefunden zu haben. Wir wären heute ein Stück weiter - Sie und ich. Die Takerer, und auch die Moritatoren. Und vielleicht auch dieser Ganjo, in dieser oder in jener Richtung, je nach dem.«

»Ich kenne die Pläne und Absichten des Taschkars nicht. Er wird schon wissen, warum er den Befehl gab, Sie vor ihn zu bringen und die Identifizierung des Ganjos zu verhindern.«

»Sicher, das weiß er«, gab Schekonu ironisch zu. Er sah Farenda direkt an und versuchte, ihn zu beeinflussen. Aber der Kommandant reagierte nicht. Die Suggestivkraft des Wissenden sprach bei ihm nicht an. »Wie lange werden wir eigentlich noch im Schutz der blauen Sonne, die ich manchmal auf dem Bildschirm des Interkoms sehen kann, verbleiben?«

Der Kommandant lächelte.

»Eigentlich dürfte ich es Ihnen nicht mitteilen, aber schaden kann es auch nicht. Wir werden morgen, nach Ablauf der Nachtperiode, den Flug antreten. Von den Terranern haben wir seit vielen Tagen nichts bemerkt. Sie werden uns in einem andern Teil der Galaxis suchen. In wenigen Tagen, Schekonu, werden Sie vor dem Taschkar stehen.«

Der Wissende nickte.

»Ja, vielleicht«, sagte er bedeutsam.

Farenda betrachtete ihn forschend.

»Was soll die Bemerkung. Vielleicht ... Sie werden bestimmt vor ihm stehen und seine Fragen beantworten müssen. Das können auch die Fremden nicht mehr verhindern.«

»Vielleicht«, wiederholte Schekonu und bemerkte mit Genugtuung, wie der Kommandant sichtlich nervös wurde. »Versprechen kann ich es Ihnen nicht, so leid es mir auch tun würde, wenn Sie um Ihre Beförderung kämen.«

»Sie ...«

»Nein, nun wollen Sie unhöflich werden. Warum denn? Wir haben ein nettes Gespräch geführt, und beide haben wir ein wenig vom anderen erfahren können. Wollen wir uns damit nicht zufrieden geben? Ich danke Ihnen jedenfalls dafür, daß Sie gekommen sind. Vielleicht sehen wir uns morgen wieder.«

»O ja!« erwiderte Farenda und erhob sich; um dem draußen stehenden Wärter ein Zeichen zu geben. »Ganz bestimmt sogar!«

Er nickte seinem Gefangenen noch einmal zu, bevor er die Zelle verließ.

»So sicher ist das aber nicht«, murmelte Schekonu besorgt und starrte gegen die geschlossene Tür. »Sein Gesicht ist zu widerstandsfähig. Ich kann ihn nicht beeinflussen. Aber mit dem Wärter sollte es gehen, wenn er vor der Ruheperiode noch einmal zu mir hereinschaut.«

Morgen schon wurde der Flug zum Hauptsystem angetreten.

Ihm blieb keine Zeit mehr, auf einen glücklichen Umstand zur Flucht zu warten. Heute nacht noch mußte er den Versuch wagen.

Die Entscheidung war schneller gekommen, als er erwartet hatte.

Plötzlich kam ihm zu Bewußtsein, was er da wagte. Praktisch war er ohne jede Raumerfahrtmg. Sicher, er hätte auch sein kleines Raumschiff, das die Takerer vernichtet hatten, zur Not allein steuern können, aber freiwillig hätte er es nicht darauf ankommen lassen. Mit einem Beiboot der Takerer stellte er sich das Manövriren zwar nicht viel komplizierter vor, aber er benötigte mindestens fünf Minuten, um sich die Kontrollen ins Gedächtnis zurückzurufen - und das erste dann, wenn er wirklich davorsaß und sie studieren konnte.

Die Frage blieb, ob sie ihm fünf Minuten Zeit ließen, wenn sie seine Flucht aus der Zelle entdeckten.

Er stand auf und begann mit seinem nun schon gewohnten Rundgang, der sich lediglich von einer Ecke des Raumes zur anderen erstreckte. Dann sah er auf die Uhr, die sie ihm gelassen hatten.

In einer Stunde begann die Ruheperiode.

Bis dahin mußte er sich entscheiden.

Er versuchte, sich an den Takerer zu erinnern, der jetzt draußen auf dem Gang Wache hatte. Wenn er sich nicht irrte, hatte er schon einmal versucht, ihn suggestiv zu beeinflussen - und es war ihm gelungen. Wenigstens zum Teil. Er hatte Trinkwasser Verlangt, und dabei intensiv den Befehl ausgeschickt, ihm Wein zu bringen.

Der Wärter hatte Wein gebracht, mit Wasser vermischt.

Immerhin!

Schekonu bereute es, seine mentalen Fähigkeiten nicht weiter ausgebildet zu haben, obwohl er nicht wissen konnte, ob das überhaupt möglich war. Wahrscheinlich jedoch hätte ihn eine intensivere Übung in die Lage versetzt, in der augenblicklichen Situation zuversichtlicher zu sein.

Kurz vor Beginn der Ruheperiode beschloß er, eine Probe aufs Exempel zu machen.

Er betätigte das Rufsignal für den Wärter.

Nur Sekunden später wurde die Tür geöffnet.

»Sie wünschen, Schekonu?«

Die Takerer blieben höflich, das konnte der Wissende nicht leugnen. Sie wußten immer, was sich gehörte - wenigstens versuchten sie, diesen Anschein zu erwecken. Zu alt schon waren jene Gesetze, die Moritatoren und Takerer verbanden - oder auch trennten.

»Sehen Sie mir in die Augen, bitte, ich glaube, ich bekomme eine Entzündung.«

Arglos sah der Wärter seinem Gefangenen in die Augen und versuchte, etwas festzustellen. Schekonu gab ihm lautlos und nur mit seinen Gedanken Befehl, eine leichte Rötung der Bindegewebe festzustellen.

Er wartete.

Der Takerer trat einen Schritt zurück und betrachtete seinen Patienten aus größerer Entfernung.

»Ich bin kein Arzt«, bekannte er. »Aber wenn ich mich nicht irre, ist da ein roter Fleck, links unten im rechten Auge. Soll ich die Mediziner verständigen?«

»Danke, das ist nicht nötig. Ich habe das öfter, und es hat wirklich nichts zu sagen. Sie haben die ganze Ruheperiode über Wache?«

»Ja - leider.«

Schekonu lächelte nachsichtig.

»Nun, mir tut es auch leid, aber Sie wissen ja, daß ich nicht freiwillig bei Ihnen bin. Sie können also kaum mir die Schuld für den zusätzlichen Dienst geben.«

»So war es auch nicht gemeint«, sagte der Takerer hastig und ging zur Tür. »Ich sehe in einer Stunde noch einmal nach Ihnen.«

»Das wäre mir sehr recht«, erwiderte Schekonu, und er sprach die volle Wahrheit.

Er nutzte die ihm verbleibende Frist, seine persönlichen Habseligkeiten nach ihrer Wichtigkeit

zu überprüfen. Viel konnte er nicht mitnehmen, aber auf alles wollte er auch nicht verzichten.

Die Rasierpaste, einen Spiegel, den kleinen Tonaufzeichner, einige Toilettenartikel - das war alles. Eine Waffe besaß er nicht.

Dann setzte er sich auf sein Bett und wartete.

\*

Kommandant Farenda warf einen letzten Blick auf den Panoramaschirm.

Morgen früh, wenn der Startknopf gedrückt wurde, sah er die blauflammende Riesensonne das letzte Mal. Dann konnte er nur hoffen, daß die Terraner nicht die gleiche Geduld aufgebracht hatten wie er. Er übergab seinem Stellvertreter das Kommando und verließ die Kommandozentrale. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er seinem Gefangenen noch einen kurzen Besuch abstatten sollte, aber dann verwarf er den Gedanken wieder.

Wozu, morgen war ja auch noch Zeit ...

In seiner Kabine löste er durch einen Knopfdruck das von ihm selbst programmierte und gespeicherte Videogerät aus. Musik ertönte, eine für menschliche Ohren seltsame und unmelodische Musik, die ihm jedoch Freude zu bereiten schien. Er duschte, und als er in die Kabine zurückkehrte, begann gerade der Film.

Er warf sich aufs Bett und sah interessiert zu.

Gerade an der spannendsten Stelle schrillte der Alarm durchs Schiff.

\*

Der Wärter wußte selbst nicht, warum er die angekündigte eine Stunde nicht einhielt. Er wartete, bis es ruhig im Schiff geworden war. Die Mannschaften saßen entweder in der Kantine, oder sie hatten sich in die Quartiere zurückgezogen. Die leitenden Offiziere hielten sich in der Messe oder in ihren Kabinen auf.

Ruheperiode.

Nacht!

Er spazierte den Korridor auf und ab, bis er auch dafür zu müde wurde. Gelangweilt lehnte er sich gegen die Wand und schloß die Augen.

Augen!

Ihm fiel sein Versprechen wieder ein, nach Schekonu zu sehen. Er nahm den elektronischen Schlüssel, sribs bis zur Zellentür und öffnete sie. Keine Sekunde lang dachte er daran, seinen Handstrahler zu entsichern oder auch nur aus dem Gürtel zu ziehen. Der Moritator war ein friedlicher Mensch.

Das war Schekonu auch.

Er blieb ruhig auf seinem Bett sitzen und sah den

Wärter an.

»Sie sind gekommen, um nach meinen- Auge zu sehen?«

»Ja, und entschuldigen Sie bitte, daß es später wurde. Ich hatte es vergessen, um ehrlich zu sein.«

Schekonu registrierte mit neuer Hoffnung, daß die vor zwei Stunden erfolgte Behandlung- noch anhielt. Der Wärter glaubte noch immer an die rötliche Färbung der Bindehaut.

»Oh, das macht nichts. Ich konnte ohnehin nicht schlafen. Aber ich glaube, das Auge ist wieder in Ordnung. Sehen Sie doch mal nach, bitte.«

Der Wärter überzeugte sich.

»Ja, Sie haben recht. Es ist nichts mehr zu sehen. Na, da haben wir ja noch einmal Glück gehabt.«

Immer noch fixierte Schekonu den Takerer. Sein Blick wurde fast starr, als er beiläufig sagte:

»Und nun lassen Sie mich aus der Zelle und verschließen sie dann von innen. Schlagen Sie keinen Alarm. Haben Sie verstanden? Sie dürfen keinen Alarm geben. Legen Sie sich aufs Bett und schlafen Sie. Morgen früh, wenn Sie aufwachen, rufen Sie den Kommandanten. Wiederholen Sie den Befehl!«

Der Wärter wiederholte den Befehl wortgetreu, stockte aber mehrmals. Schekonu blieb ruhig und gelassen. Er sprach die Sätze noch einmal, diesmal langsamer und eindringlicher als zuvor. Als der Wärter nachsprach, kam es flüssiger, williger.

Er stand unter dem suggestiven Einfluß seines eigenen Gefangenen, und Schekonu konnte nur hoffen, daß die Wirkung auch diesmal längere Zeit anhielt.

Er brauchte Zeit, viel Zeit.

Er nahm den Beutel mit seinen Sachen und verließ die Kabine. Draußen im Gang wartete er, bis der Wärter sich selbst eingeschlossen hatte. Ob er sich hinlegte und schlief, wie er es ihm befohlen hatte, konnte der Wissende nicht mehr feststellen. Er war ein schwacher Suggestor, aber kein Telepath.

Tief unter ihm summten die Energieanlagen des Schiffes. Der Metallboden vibrierte. Aber sonst herrschte völlige Ruhe. Die Takerer schienen außerordentlichen Wert auf Einhaltung der Ruheperioden zu legen.

Er fand den Hauptkorridor und eilte ihn entlang, bis er zu dem Abzweiger kam, den er vom Unterricht her noch in Erinnerung hatte. Zum Glück begeg-te er niemandem, denn ein zweiter Fluchtversuch wäre ihm wohl kaum gelungen.

Aber notfalls, so hoffte er, würde er auch einen ihm unbekannten Takerer suggestiv behandeln können, zumindest so, daß er für eine halbe Stunde den Mund hält.

Die Tür zum Hangar bereitete einige Schwierigkeiten, aber schließlich gelang es ihm, sie zu öffnen. Es geschah im letzten Augenblick, als er

schon die Schritte der patrouillierenden Wachposten hörte, die auch während der Ruheperiode nicht fehlten.

Schnell schlüpfte er in den Hangar und schloß die Tür hinter sich.

Dann sah er sich um.

Das Licht brannte. Vier schlanke Beiboote lagen startbereit in den Schienen. Es gab, so wußte er, zwei Methoden, sie aus dem Mutterschiff zu bringen. Die eine benötigte die Mithilfe des Hangarpersonals, das im Augenblick fehlte. Die zweite Methode war hingegen wesentlich einfacher.

Auch ohne programmierten Kurs ließ sich das Boot von der kleinen Kommandokabine aus starten, Schekonu war sicher, dazu imstande zu sein. Wenn er schon nicht die Geschicklichkeit besaß, ein großes Schiff zu manövrieren, so hatte sich seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bedienung eines kleinen konzentriert.

Mißtrauisch und zugleich freudig erregt über seine plötzliche Bewegungsfreiheit schlich er sich näher an das erste Boot heran. Die Einstiegluke war geöffnet. Dahinter lag die einzige Luftschieleuse, die gerade einem Mann Platz bot. Ein grünes Licht brannte über dem Einstieg. Das Schiff war flugbereit.

Schekonu kletterte durch die enge Luke und schloß den Deckel. Er tat es leise und vorsichtig. Hastig verschraubte er ihn und trat dann ins Innere des Schiffes. Der Gang war hoch genug, daß er aufrecht gehen konnte. Im Heck lag der Antriebsraum, rechts und links des Ganges die kleinen Kabinen, eine Küche, Vorratsräume und andere, technische Abteilungen. Selbst ein Bad und eine Toilette waren vorhanden.

Die Beiboote dienten der Mannschaft des Mutterschiffes dazu, sich bei einem Unglück in Sicherheit zu bringen. Man benutzte sie aber auch zu Erkundungsflügen, wenn man das Mutterschiff keiner Gefahr aussetzen wollte.

Endlich erreichte er die Kommandokabine. Sie bot höchstens drei Männern genügend Platz, einigermaßen bequem hier ihren Dienst zu versehen. Für ihn allein genügte der Raum vollauf.

Es hatte wenig Sinn, ohne Vorbereitungen zu starten - vorausgesetzt, er kam mit den Kontrollen klar. Also setzte er sich in den mittleren Sessel und betrachtete die Instrumente vor sich unter dem kleinen Panoramashirm. Ja, er begann sich zu erinnern ...

Der Startknopf! Eigentlich sollte er erst betätigt werden, wenn der Kurs programmiert worden war, aber notfalls verließ das Boot auch dann den Hangar, wenn kein Kurs feststand. Es konnte dann manuell bis zu Lichtgeschwindigkeit gesteuert werden.

Die Handsteuerung! Sie war einfach zu bedienen und würde ihm keinen Kummer bereiten.

Der Programmierungskomputer für Linearflug! Das war schon schwieriger, hatte aber noch Zeit. Notfalls würde er einfach ohne Programmierung in den Linearraum eintauchen. Ob er sich hier oder an einem anderen Ort orientierte, das blieb sich gleich.

Ja, die Sternkarte. Er fand sie in einem Fach unter den Kontrollen und legte sie griffbereit.

Schekonu lehnte sich zurück. Bis jetzt war alles gut verlaufen, und eigentlich konnte er jetzt starten. Ihm wurde klar, daß dann sofort eine Alarmanlage ansprechen würde. Unbemerkt konnte er das Schiff der Takerer niemals verlassen, so wie er sich das ursprünglich vorgestellt hatte. Da war er wohl ein wenig zu optimistisch gewesen.

Also erst einmal Start, und dann Linearflug; Und zwar auf Sicht!

Er stand noch einmal auf, um einen kurzen Inspektionsgang zu unternehmen. Vor allen Dingen wollte er sich davon überzeugen, daß genügend Lebensmittelvorräte vorhanden waren. Unter Umständen konnte es Wochen dauern, bis er einen bewohnten Planeten fand oder ein Schiff der Moritatoren auf die Orterschirme bekam.

Er öffnete die Tür zum Lagerraum und blieb wie erstarrt stehen.

Entweder waren die Takerer furchtbar schlampig, oder das Beiboot war erst kürzlich für einen längeren Einsatz gebraucht worden und man hatte die Lebensmittel noch nicht erneuert. Jedenfalls reichte der klägliche Rest, den er vorfand, für höchstens eine Woche. Wenn er hungrte, vielleicht zwei.

Wasser war zum Glück noch genügend vorhanden.

Er überlegte, ob er es mit einem anderen Boot versuchen sollte, aber dann wurde ihm die Entscheidung darüber abgenommen.

Über, alle Lautsprecher des Mutterschiffes schrillte der Alarm.

Schekonu schlug die Tür zu und rannte zurück in die Kontrollkabine.

Jetzt half ihm nur noch die eilige flucht.

Ungeholt schaltete Kommandant Farenda sein Videogerät ab und den interkom ein. Sein Stellvertreter in der Kommandozentrale meldete sich sofort. »Der Gefangene - er ist nicht mehr in seiner Kabine. Dafür sitzt der Wächter auf Schekonus Bett und singt ein Schlummerliedchen.«

Farenda holte tief Luft.

»Sind Sie verrückt geworden, Mann? Was ist passiert?«

»Es ist schon ein Suchkommando unterwegs, Kommandant. Es ist alles so, wie ich sage. Über Interkom kontrollierte ich die Mannschaften und die Zellen. Da entdeckte ich den Wärter an Schekonus Stelle. Ich gab sofort Alarm, er muß noch im Schiff sein.«

»Wo soll er denn sonst sein?« erkundigte sich

Farenda wütend. »Ich bin gleich bei Ihnen.«

Auf dem Weg zur Kommandozentrale fiel ihm ein, wo Schekonu sonst noch sein konnte.

»Beiboot-Alarm!« schrie er dem Offizier zu, als er in den Raum stürmte. »Aber schnell!«

Die Alarmanlagen der ALTAON verfügten über unterschiedliche Programmierungen, die wiederum entsprechend mit der Feuerleitzentrale verbunden waren. So gab es eine spezielle Programmierung, die jeden Flugkörper, der ohne Einverständnis des Kommandanten das Mutterschiff verließ und sich von ihm entfernte, automatisch unter Beschuß nahm. Das galt vor allen Dingen für die Beiboote.

Das große Handikap Farendas war, daß er es jetzt nicht wagen konnte, den Orterschutz der blauen Sonne zu verlassen. Es mußte ihm also gelingen, falls Schekonu überhaupt die Absicht hatte, mit einem Beiboot zu fliehen, das kleine Schiff lahmzuschießen, ehe es außer Reichweite geriet.

Der Offizier, der den Kommandanten vertreten hatte, drückte hastig auf mehrere Knöpfe.

Zur gleichen Zeit, als er das tat, flammte ein rotes Warnlicht auf.

Farenda erstarrte. Er wußte, was das Licht zu bedeuten hatte.

Eine der Hangarschleusen hatte sich geöffnet, und die Luft war ins Vakuum des Weltraums entwichen. Gleichzeitig mit der Luft war ein Beiboot in den Raum hinausgeschleudert worden und würde mit Höchstwerten beschleunigen.

»Da ist es!« schrie der Offizier und deutete auf den Bildschirm.

Farenda sah es selbst.

Das Beiboot schoß in Richtung der blauen Sonne davon, genau darauf zu, als wolle sich der Wissende in sie stürzen. Das war natürlich ein raffinierter Trick, denn in Richtung der Sonne versagte jede Ortung. Es dauerte auch nur wenige Sekunden, und dann konnte Farenda das Beiboot nicht mehr mit bloßem Auge erkennen, wohl aber sah er die Energieblitze der automatisch feuерnden Geschütze hinter dem kleinen Schiff hereilen, das noch längst nicht die Lichtgeschwindigkeit erreicht hatte.

Der erwartete Atomblitz blieb aus.

Schekonu, der wertvolle Gefangene, war entkommen.

Wenigstens sah es im Augenblick so aus.

Kommandant Farenda saß ganz ruhig vor dem Bildschirm und starre in das Flammen der blauen Riesensonne, die ihm nun zum Verhängnis geworden war.

Er konnte es nicht wagen, dem Taschkar vor die Augen zu treten.

Die Strafe würde schrecklich hart sein.

Als der Alarm in seinen Ohren gellte, wußte Schekonu, daß sein Glück ihn verlassen hatte. Aber noch gab er sich nicht verloren. Er warf sich in den Pilotensessel und streckte die Hand vor. Nur den Bruchteil einer Sekunde zögerte er noch, dann drückte er den Knopf der Startautomatik ein.

Die Schleusentore glitten auseinander, die Luft entwich in den Weltraum. Der Sog zerrte an den Verankerungen des Beibootes, die aber noch nicht gelöst würden. Das geschah erst, als die Öffnung groß genug geworden war. Gleichzeitig zündete der Antrieb und jagte das Beiboot über die Startschiene hinaus in den Raum.

Die Beschleunigung schaltete sich automatisch ein.

Es war ein reiner Zufall, daß Schekonu genau in Richtung der blauen Sonne flog, und er verzichtete vorerst auf eine Kursänderung. Dann sah er hinter sich die Geschütze des Mutterschiffs aufblitzen.

Er unternahm nichts. Er wartete auf den alles auslöschenden Volltreffer.

Die Sonne war mindestens zehn Lichtminuten entfernt, und das Beiboot beschleunigte schnell und gut. In einer halben Stunde, rechnete sich der Wissende aus, mußte er den Kurs ändern, sonst geriet er zu sehr in das Schwerefeld der Sonne, aus dem er sich dann nicht mehr lösen können. In einer Parabel mußte er an ihr vorbeifliegen.

In diesen Sekunden der Untätigkeit besaß er immerhin noch die Nerven, einen kurzen Blick auf die Sternkarte zu werfen. Es hatte jedoch wenig Sinn, Berechnungen anzustellen, um einen gezielten Linearflug durchzuführen. Er sah auf den Bildschirm.

Der Stern war sehr hell und leuchtete intensiv grün. Seiner Größe nach zu urteilen, konnte er nicht mehr als fünfzig Lichtjahre entfernt sein. Er würde seinen Kurs um hundert Grad ändern müssen, um in seine Nähe zu gelangen. Schnell ein Blick auf die Karte!

Ja, es stimmte!

Vierzig Lichtjahre.

Das Ayscho-System, fünf Planeten!

Ehe er mehr darüber nachdenken konnte, erschütterte ein harter Stoß das kleine Schiff. Es wurde aus seinem Kurs geworfen und erhielt jene Richtung, die Schekonu ohnehin einzuschlagen gedachte. Aber es beschleunigte auch weiter.

Der Antrieb jedenfalls war nicht beschädigt worden.

Hoffentlich auch nicht der Linearantrieb!

Manuell korrigierte Schekonu den Kurs noch ein wenig, bis die grüne Sonne genau im Zielkreuz des Linearsuchers stand. Mit der anderen Hand stellte er die Entfernung ein.

Vierzig Lichtjahre.

Er wußte, welches Risiko er mit der ungenau eingeleiteten Linearetappe einging. Wenn der Zufall

es wollte, tauchte er viel zu nahe bei der grünen Sonne in das normale Universum zurück. Dann war errettungslos verloren.

Aber wenn er blieb, war er genausogut erledigt. Farenda würde ihn nicht entkommen lassen, dafür stand zuviel für ihn auf dem Spiel.

Links stand die blaue Riesensonne. Immer noch fuhren die grellen Energieblitze der Initialgeschütze dicht am Beiboot vorbei, aber sie trafen es nicht mehr. Das Ziel war nicht mehr klar auszumachen, außerdem erwies sich nun der Orterschutz als Nachteil für die Einrichtungsautomatik der Feuerleitzentrale der ALTAON. Der Einfluß der Sonne verhinderte jede Zielnehmung.

Schekonu lächelte grimmig, als er auf den Knopf drückte.

Er mußte es tun, denn wenn Farenda sich zur schnellen Verfolgung entschloß, war es zu spät.

Die blaue Sonne verschwand.

Während des relativ kurzen Fluges durch den Linearraum versuchte Schekonu festzustellen, ob wichtige technische Einrichtungen durch den einzigen Energietreffer beschädigt worden waren. Zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß der Überlichtantrieb zwar funktionierte, aber nicht gleichmäßig lief.

Es gab gewisse Unterbrechungen, nicht meßbar, aber deutlich hörbar vorhanden.

Es bestand somit die Möglichkeit, daß er gar nicht in der Nähe der grünen Sonne in den Normalraum zurück eintauchte, sondern an ganz anderer Stelle. Die zweite Beschädigung entdeckte in der Dakkar-Funkanlage.

Das Gerät war nicht vollständig zerstört worden, aber wichtige Einzelteile mußten durch die Erschütterung aus ihren Fassungen gesprungen sein.

Er verstand wenig davon, um die Höhe des Schadens abmessen zu können.

Auch die Hyperfunkanlage funktionierte nicht mehr, denn die Kontrolllichter brannten nicht, als er sie einschaltete.

Aber den Takerern war er vorerst entkommen, das stand fest.

Es war in dieser Situation nur ein schwacher Trost, denn er besaß nur für wenige Tage Lebensmittel. Falls der Überlichtantrieb völlig ausfiel, war errettungslos verloren, wenn es ihm nicht gelang, eine der beiden Funkanlagen zu reparieren.

Und das erschien ihm bei seiner Ungeschicklichkeit doch recht fraglich.

Er sah auf seine Uhr.

In wenigen Minuten mußte der Linearflug zu Ende sein.

Er saß in seinem Sessel und starrte mit brennenden Augen auf den Bildschirm. Bald würde alles entschieden sein - oder zumindest doch eine ganze

Menge. Er war gespannt, ob er die grüne Sonne wiederfinden konnte, falls der Treffer im Lineartriebwerk doch mehr beschädigt hatte, als er annahm. Einen zweiten Flug mit Überlicht würde er jedenfalls kaum wagen können.

Aber ehe er verhungerte ...

Die Zeit war um.

Zögernd, wie ihm schien, erfolgte der Rücksturz ins Normaluniversum. Schekonu atmete erleichtert auf, als er seitwärts die grüne Sonne erkannte, höchstens eine Lichtstunde entfernt. Damit hatte er bereits die Bahn des äußeren, fünften Planeten hinter sich gelassen.

Hastig kontrollierte er die übrigen technischen Funktionen des Beibootes und fand alles soweit in Ordnung. Die Frischlufterneuerung arbeitete einwandfrei, und das schien im Augenblick das wichtigste zu sein.

In aller Ruhe nahm er sich die Karte vor und studierte die Daten des Systems.

Jetzt hatte er Zeit dazu.

Die grüne Sonne hieß Ayscho. Sie hatte fünf Planeten, von denen der dritte einen Eigennamen besaß: Mysyscher.

Er war auf der Karte als »unbewohnt« eingetragen, aber Schekonu wußte, daß Mysyscher bewohnt gewesen sein mußte. Jeder Planet mit einem eigenen Namen war bewohnt oder bewohnt gewesen. Wahrscheinlich hatte er sogar eine hohe Zivilisation besessen, die dem »Säuberungsprogramm« der Takerer zum Opfer gefallen war.

Das alles ging aus den wenigen Angaben hervor, die auf der Karte der Takerer verzeichnet waren. Den Rest erriet Schekonu, der die Methoden der Takerer kannte, auch die Methoden ihrer Verschleierungstaktik.

Er sah wieder auf den Bildschirm.

Sein Schiff flog mit halber Lichtgeschwindigkeit und im freien Fall. Er beschloß, es vorerst dabei zu belassen und etwas zu essen. Zeit hatte er jetzt dazu. Was später wurde, wußte er noch nicht.

Er stand auf und ging zurück in den Vorratsraum. Er fand eine geeignete Konserve, einige Konzentrate und etwas Trinkbares. In der Küche hantierte er eine halbe Stunde herum, dann hatte er etwas einigermaßen Genießbares auf seinem Teller. Er nahm ihn mit in die Kommandokabine und setzte sich. Ab und zu warf er einen Blick auf den Bildschirm, bis ihm einfiel, daß sich die Metallwandung der Deckenkuppel auch zurückschieben ließ.

Er fand den Hebel und betätigte ihn. Der Rest wurde automatisch besorgt.

Die Metallwandung schob sich zurück. Darunter befand sich eine durchsichtige Kupoel die Sicht nach allen Seiten bot. Mit einem Blick konnte sich

Schekonu nun orientieren.

Die grüne Sonne stand noch seitwärts, ein wenig nach hinten gerückt. Der dritte Planet war in Flugrichtung sichtbar. Eine Kursänderung wurde dadurch im Augenblick überflüssig. Von den beiden inneren und dem vierter Planeten war nichts zu sehen. Der fünfte stand als winziger Lichtpunkt einer fernen Sonne ähnlich, rechts neben Mysyscher.

Schekonu überlegte, was auf Molakesch geschehen war. Die Takerer hatten sich keine Andeutungen darüber entlocken lassen. Ein sehr schlechtes Zeichen. Hatten sie, wie schon so oft, eine ganze Welt eines relativ unwichtigen Anlasses wegen vernichtet?

Und der angebliche Ganjo? Hatten ihn die Terraner rechtzeitig in Sicherheit bringen können, oder war er bei der vermutlichen Vernichtung des Archivplaneten getötet worden?

Das alles waren Fragen, auf die es für Schekonu noch keine Antwort gab. Etwas ironisch dachte er bei sich, daß die Bezeichnung »Schekonu, der Unwissende«, jetzt besser zu ihm passen würde.

Er trank den verdünnten Wein und schob den Teller beiseite.

Der Entfernungsanzeiger funktionierte einwandfrei. Mysyscher war jetzt noch siebzehn Lichtminuten entfernt. Es wurde Zeit, den Flug zu verlangsamen, wenn er nicht auf der ihm unbekannten Welt zerschellen wollte.

Die Triebwerke sprangen an. Der Geschwindigkeitsmesser registrierte sofort die negative Beschleunigung. Das Schiff wurde langsamer, näherte sich aber noch immer mit Tausenden von Kilometern pro Sekunde Mysyscher.

In einer Stunde etwa wurde es kritisch.

Schekonu wischte sich den Schweiß von der Stirn und erinnerte sich der unzähligen Bruchlandungen, die er schon hinter sich gebracht hatte. Eigentlich hatte er darin schon eine gewisse Übung, also würde es auch diesmal wieder schiefgehen. Es wäre ein Wunder, wenn er mit dem beschädigten Schiff glatt landen würde, aber es würde auf der anderen Seite auch zu den Absurditäten seines Lebens gehören.

Die Funkempfänger arbeiteten nicht, und Senden konnte er schon gar nicht. Vielleicht gab es irgendwo in den Lagerräumen weiter hinten im Schiff Ersatzteile. Aber es blieb fraglich, ob er auch wußte, wo sie beim Einbau hingehörten. Eine Gebrauchsanweisung würde er kaum finden.

Wäre Mysyscher bewohnt, sähe alles ganz anders aus.

Aber Mysyscher war nicht bewohnt.

Wenigstens stand das auf der Karte zu lesen.

Aber Karten stimmten manchmal nicht.

Eins allerdings stimmte:

Mysyscher hatte in der Tat vor vielen

Jahrhunderten eine hochstehende Zivilisation besessen und eine Bevölkerung, die Raumfahrt betrieb. Die Takerer hatten ihre Herrschaftsansprüche angemeldet, waren jedoch abgewiesen worden. Die Einwohner von Mysyscher, friedliebend und von hoher Kultur, hatten dafür ihrerseits für beide Seiten vorteilhafte Handelsbeziehungen vorgeschlagen.

Die Antwort war die totale Vernichtung des Planeten gewesen.

Mysyscher hatte sich in eine radioaktive Hölle verwandelt, der keiner entkommen war. Die Bevölkerung wurde total ausgerottet, ihre Welt verwüstet und unbewohnbar gemacht. Lediglich einigen Tierarten gelang es, der Katastrophe zu entrinnen, weil sie sich in die Gebirge und zahlreichen Höhlen zurückgezogen hatten und dort abwarteten, bis die absolut tödliche Strahlung nachließ. Dann allerdings, als sie wieder ins Freie kamen und dort lebten, veränderten sich ihre Erbanlagen. Sie mutierten.

Die intelligenteste Tierart auf Mysyscher war der Beutelbär.

Gut vier Meter groß, erinnerte das Wesen an den terranischen Kodiakbär, den es allerdings schon seit vielen Jahrhunderten dort nicht mehr gab. Der Mensch im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert hatte alles getan, um die seltenen Tierarten seines Heimatplaneten auszurotten. Alle bessere Einsicht war zu spät gekommen.

Auch auf Mysyscher gab es nicht mehr viele dieser Beutelbären. Sie lebten vereinzelt oder in Gruppen in der Nähe der Gebirge oder jener künstlichen Hügellandschaften, die einst Städte gewesen waren. Hier fanden sie das, was sie zum Leben benötigten, und oft genug beschäftigten sie sich mit den Überresten der untergegangenen Zivilisation und versuchten, sie im primitivsten Sinn wieder aufzubauen.

Sie unterhielten sich in jener Sprache, die dem heutigen »Neu-Gruelfin« stark ähnelte, der Umgangssprache des Sombreronebels also. Die Beutelbären sprachen es stockend und mit brummender Stimme. Aber sie waren intelligent genug, es ihren Kindern immer wieder beizubringen, die sie in regelrechte Schulen schickten. Immer der Älteste der Väter machte den Lehrer, dafür brachten ihm die anderen die Dinge, die er und seine Familie zum Leben benötigten.

\*

Trotter hatte keine Familie. Er lebte allein in der halb verwachsenen Ruinenstadt, in deren Nähe der ehemalige Raumhafen lag. Einige verrottete Schiffe lagen halbzerschmolzen in zusammengestürzten Startrampen. Aber tief unter der Oberfläche - und das

wußten außer Trotter auch noch andere Beutelbären -, lagen die nahezu unbeschädigten Werkstätten und Ersatzteillager.

Trotter hatte ein dichtes, fast schwarzes Fell. Sein Gesicht wirkte menschlich, wenn es auch stark behaart war. Schwerfällig und trotzdem behende bewegte er sich, und sein seltsamer Gang hatte ihm seinen Namen eingebracht. Er ging stets aufrecht, nur wenn er besonders schnell laufen wollte, ließ er sich auf alle viere nieder und erreichte so beachtliche Geschwindigkeiten.

Die merkwürdigste Eigenart der Beutelbären, und daher rührte auch der Name dieser Rasse, hing mit ihrer Vermehrung zusammen. Ähnlich wie bei einem terranischen Känguruh besaßen sie auf der Bauchseite einen Beutel, in dem das Junge direkt geboren und aufgezogen wurde. Dieser Hautbeutel war der Körpergröße der Beutelbären angepaßt und wahrhaft riesig. Ein Mensch hätte leicht in ihm Platz gefunden - eine Tatsache, die später noch eine bestimmte Rolle spielen sollte.

An diesem Tag hatte Trotter beschlossen, wieder einmal seine nächsten Verwandten aufzusuchen. Sie lebten im nahen Gebirge bei den Flußquellen. Auch Wälder gab es hier wieder, dichte und mit Unterholz durchsetzte Wälder, in denen kleines Getier lebte, die Hauptnahrung der Beutelbären.

Gern besuchte Trotter seine Sippe nicht gerade, denn immer wieder versuchte man, ihm eine Frau anzuhängen. Besonders die vielgeplagten Väter neideten ihm sein freies Leben und seine Sorglosigkeit. Sie erfanden die raffiniertesten Tricks und hetzten ihm die hübschesten Beutelbärenjungfrauen auf den Hals, aber stets ohne Erfolg. Wenigstens ohne sichtbaren.

Trotter mußte grinsen, als er daran dachte, wie er seine Sippe hereinlegte. Trotzdem verband ihn mit den alten Vätern und den übermüti gen Kindern eine echte Freundschaft, die sich desto mehr verbesserte, je weniger er sie sah. Manchmal kamen sie auch in die Stadt. Die mit Büschen bewachsenen Schutthalde n und die noch vorhandenen Steinschluchten und zahlreichen künstlichen Höhlen boten eine herrliche Gelegenheit für Versteckspiele.

Es mußten seltsame Wesen gewesen sein, die das einst erbaut und dann wieder zerstört hatten.

Die Beutelbären hatte keine Ahnung, was damals geschehen war.

Die Welt war so, wie sie war. Über die Vergangenheit zerbrachen sie sich nicht den Kopf.

Trotter überquerte den Fluß. Das Wasser reichte ihm gerade bis zum Bauch, und er hatte Mühe, nichts in seinen trockenen, warmen Beutel schwappen zu lassen. Es wurde unangenehm, wenn er innen naß wurde, denn er wurde nur langsam wieder trocken. Und Trotter hatte keine Lust, sich eine

Beutelerkältung zuzuziehen.

Außerdem bewahrte er darin einige Lebensmittelvorräte auf, um auf dem Marsch keinen Hunger zu leiden. Zur Jagd fehlte ihm unterwegs die Zeit und Lust.

Es war nicht gerade kalt, aber auch nicht besonders warm. Wie üblich kam der Wind aus der Wüste, trocken und frisch. Wo es kein Gebirge gab, keine Wälder oder bewaldete Ruinen, war Wüste. Das Meer hatte Trotter noch nie gesehen. Er wußte überhaupt nicht, was ein Meer war, obwohl es weitgereiste Verwandte gab, die davon berichteten. Trotter glaubte ihre Märchen nicht. Wasser, über das man nicht hinwegsehen konnte, gab es nicht!

Wasser gab es nur in Flüssen und Bächen, höchstens in kleinen Seen, in denen es von schmackhaften Fischen nur so wimmelte. Trotter fing gern Fische, und er aß sie auch gern.

Selbstverständlich roh, denn vom Feuer hielt er nicht viel, obwohl er manche Tiere lieber geröstet verzehrte.

Der Gedanke an die Fische regte seinen Appetit an.

Er überquerte die Uferlichtung des Flusses, während er mit den gewaltigen Tatzen, an denen keine Krallen, sondern etwa dreißig Zentimeter lange feinfühlige Finger saßen, in seinem Allzweckbeutel herumsuchte, bis er das fand, was er suchte. Es war ein Stück kaltes Bratfleisch.

Er aß, während er weiterging.

Zwei Stunden später erreichte er das Grenzgebiet seiner Sippe. Wahrscheinlich würden ihn die Brüder Grummel und Brummel wie üblich empfangen, indem sie ihn wie einen Fremden behandelten und nach dem Erkennungswort fragten, das er natürlich nicht kannte. Es würde zu der üblichen Rauferei kommen, bei der er - wie üblich - der Sieger blieb.

Es änderte sich niemals etwas auf Mysyscher.

Drüben am Rand des Waldes bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus eine flüchtige Bewegung. Das mußte einer der aufgestellten Posten sein, die dafür zu sorgen hatten, daß kein Fremder in das Gebiet eindrang.

Trotter trottete weiter. Seine Bewegungen wirkten unbeholfen und schwerfällig, aber wer ihn kannte, der wußte - genau, wie schnell er sein konnte - wenn es darauf ankam. Er spitzte die Bärenlippen und summte eine ihm selbst unbekannte Melodie. Er erfand sie einfach, so von einem Augenblick zum anderen.

Absichtlich lenkte er seine Schritte dicht an dem Gebüsch vorbei, in dem er den oder die Wächter vermutete, wahrscheinlich sogar seine Brüder, falls der Routineplan nicht geändert worden war. Scheinbar arglos marschierte er dahin, die mächtigen Arme mit den Pratzen auf dem Hinterteil verschränkt,

ein Bild der Harmlosigkeit für jeden, er ihn nicht kannte.

Grummel und Brummel kannten ihn, aber sie fielen immer wieder auf ihn rein.

So auch dieses Mal.

Mit fürchterlichem Gebrüll stürzten plötzlich aus dem Gebüsch und warfen sich auf den viel älteren Bruder, der sie um gut einen Meter überragte. Immerhin vertrauten sie, wie stets, auf die Tatsache, daß sie zwei, er aber nur einer war.

Ein Trugschluß, wie sich - auch wie stets - herausstellte.

Trotter ließ sich einfach fallen und hätte seine beiden Widersacher zweifellos erdrückt, wenn er sich nicht schnell zur Seite gerollt und die beiden freigegeben hätte.

»Nun fragt nur noch nach dem Kennwort, und ich versohle euch das dicke Fell!« brummte Trotter gutmütig und stand auf.

»Ihr nehmt eure Aufgabe sehr ernst - mein Kompliment.

Ich werde es Vater berichten.« Brummel rappelte sich mühsam auf, sah wütend aus. »Immer verdirst du uns den Spaß, Trotter! Nur weil du älter bist, glaubst du auch der klügere zu sein.«

»Ich bin es«, sagte Trotter selbstbewußt.

Grummel kam auf allen vieren herbeigekrochen.

»Du hast mir weh getan«, beschwerte er sich. »Sei doch nicht immer so grob!«

Trotter mußte lachen.

»Wie geht es zu Hause?« fragte er. »Seid ihr noch nicht verheiratet?«

»Bei dem Beispiel!« meinte Brummel anzüglich und sah seinen älteren Bruder frech an. »Heirate du doch erst mal!«

Trotter nahm seine beiden Brüder beim Nackenfell und stellte sie auf die Füße.

»Reden wir später über so ein schwieriges Thema. Los, bringt mich zu Vater, Ich habe mit ihm zu sprechen. Alles wie immer bei euch in den Höhlen?«

»Unser Bruder Grimmi hat einen Sohn bekommen«, berichtete Brummel, als sei das sein Verdienst. »Einen prächtigen Sohn!« Er sah Trotter von der Seite her an. »Ich möchte auch mal Onkel werden!«

Trotter marschierte los, denn das Thema war ihm peinlich. Und es war auch immer dasselbe. Warum nur alle wollten, daß er sich eine Frau nahm, wo es doch so schön in der alten Ruinenstadt war, allein und ohne Kinder, die nur Ärger verursachten ...?

Er begriff das nicht.

Natürlich hatte auch er manchmal das unwiderstehliche Verlangen, etwas anderes als Nahrungsmittel oder eine geschlagene Beute in seinen Hautsack zu stecken. Er hätte oft genug gern einen jungen Beutelbären darin gehabt, wie die

anderen Väter, wenn sie die Mütter entlasteten. Aber lieber unterdrückte er das Verlangen, als nur deshalb eine Frau zu nehmen und Kinder zu kriegen.

Er war frei, und er würde frei bleiben. Als sie auf die Lichtung vor den Höhlen kamen, gab es ein großes Begrüßungszeremoniell. Vater und Mutter klopften dem Sohn mit ihren riesigen Pranken auf die Schultern, daß er fast zusammenbrach. Eine Tante begann, eine Frage nach der anderen zu stellen, ohne überhaupt Trotters Antworten abzuwarten.

Ein entfernter Onkel berichtete von seiner Wanderung über das Gebirge und wollte niemanden sonst zu Wort kommen lassen. Großvater, schon alt und gebrechlich, wollte mehr über die Ruinenstadt wissen; er hatte dort einige Jahre seiner Jugend zugebracht und schwelgte gern in Erinnerungen.

Trotter ließ das alles über sich ergehen, geduldig wie immer. Er wußte, daß es nicht ewig dauern würde. In einer Stunde hatten sie ihn wieder völlig vergessen, so als wäre er immer hier gewesen. Nachts würde er in der Höhle bei den Brüdern schlafen, morgen mit ihnen auf Jagd gehen und gegen Mittag wieder fortwandern.

Genau so geschah es dann auch. Jede Abweichung von der Norm wäre ein welterschütterndes Ereignis gewesen. Selbst der Versuch, ihn mit einer Beutelbärjungfrau zu verkuppeln, fehlte nicht. Ausgerechnet Brummel mußte es versuchen. Er brachte, als es schon zu dunkeln begann, »rein zufällig«, wie er behauptete, die junge Piepsi mit. Sie trug ihren Namen deshalb, weil sie eine besonders helle Stimme hatte, mit der sie die Junggesellen einzufangen versuchte.

Trotter fand die Stimme gräßlich, blieb aber höflich. Geduldig beantwortete er ihre dummen Fragen und ignorierte die Blicke seiner beiden Brüder, die fest an einen Erfolg ihrer Bemühungen glaubten. Wenn sie Onkel werden wollten, dachte Trotter bei sich, mußten sie sich schon etwas Besseres einfallen lassen.

Nur keine Piepsi!

Das Unternehmen endete damit, daß Trotter sich einfach auf sein ihm zugewiesenes Lager rollte und bald darauf unhöflich zu schnarchen begann. Er war lange genug höflich gewesen. Piepsi hielt sich entsetzt die Ohren zu, erschüttert über derartige Geräusche, und verabschiedete sich hastig. Die Lust zum Heiraten schien ihr vorerst einmal vergangen zu sein.

Brummel knurrte enttäuscht:

»Hat sie dir nicht gefallen, Trotter?«

Trotter hörte auf zu schnarchen.

»Ist sie weg?«

»Ganz weg. Und sie kommt auch nicht wieder.«

»Ein Glück!« Trotter setzte sich auf sein Lager und sah wieder ganz vergnügt aus. »Dann wollen wir

endlich mit dem Männerabend beginnen, Brüder.  
Habt ihr noch einen Krug Bier?«

Grummel sprang auf.

»Ich hole ihn gleich, Trotter. Du hast recht. Weiber sind eine eigene Sorte Beutelbär. Mit denen will ich auch nichts zu tun haben. Ich komme, wenn ich groß bin, zu dir in die Stadt.«

Brummel sah hinter ihm her.

»Er ist wie du!« stellte er voller Anklage fest und ergab sich in sein Schicksal, wieder einmal nicht Onkel werden zu können.

\*

Als das Beiboot flach in die obersten Schichten der Atmosphäre Mysyschers eintauchte, war die Geschwindigkeit noch viel zu hoch. Schekonu verstand es zum Glück, den Widerstand der dichten Sauerstoffatmosphäre so auszunützen, daß ein Unglück verhindert wurde. Die Fluggeschwindigkeit verringerte sich erheblich, als er mehrmals mit Handsteuerung eintauchte, wieder in den Raum hinausglitt und abermals eintauchte. Zweimal umrundete er so den Planeten.

Dann reichte es. Ohne Gefahr konnte er nun tiefer gehen und das eigentliche Landemanöver einleiten. Aber zuvor wollte er sich davon überzeugen daß ihm keine böse Überraschung bevorstand. Zum Glück waren in den Kontrollstand des Beibotes auch Meßinstrumente zur Analyse eines Planeten eingebaut worden. Ohne Schwierigkeiten stellte er so fest, daß die Atmosphäre atembar und die Oberfläche Mysyschers ohne gefährliche Strahlung war. Von Ansiedlungen allerdings war nichts zu entdecken, aber aus großer Höhe waren die Spuren der zerstörten Städte deutlich zu erkennen. Selbst die Umrisse der ehemaligen Landebahnen hoben sich deutlich vom Gelände ab. Auf der Oberfläche selbst würden sie wahrscheinlich nicht mehr zu erkennen sein.

Also doch!

Die Takerer hatten Mysyscher unbewohnt gemacht, wie so viele andere Welten vorher. Skrupellos hatten sie eine ganze Zivilisation vernichtet. Es wurde Zeit, daß über sie gerichtet wurde.

Schekonus Entschluß, den angeblichen Ganjo zu identifizieren, verstärkte sich. Die tief in seinem Unterbewußtsein glimmende Hoffnung, es könne sich vielleicht doch um den echten Ganjo handeln, gab ihm neuen Mut, wenn er auch sein Mißtrauen nicht völlig aufgab. Doch in erster Linie ging es jetzt darum, das eigene Leben zu retten. Erst einmal glatt landen, alles weitere würde sich dann finden.

Er überquerte ein Meer, dann die Küste und eine Wüste. Am Horizont tauchte ein Gebirge mit stark bewaldetem Vorgelände auf. Nicht gerade

verlockend für eine Landung, vor der er sowieso schon Angst hatte. Aber dann, als er das Gebirge und die Wälder überflogen hatte, entdeckte er die Ruinen einer größeren Stadt. Dahinter lag ein Raumhafen. Sogar die Reste von zerstörten Schiffen konnte er deutlich erkennen.

Das war es!

Er zog einige weite Schleifen und ging tiefer. Dabei verringerte sich die Geschwindigkeit seines Schiffes noch mehr, und bald war er davon überzeugt, einigermaßen sicher landen zu können.

Vom Westen her flog er an, genau auf das ebene Gelände des ehemaligen Hafens zu. Als die Landekufen zum ersten Mal den Boden berührten, dachte er an die Anweisungen seines Lehrers: nur nicht mit Gewalt, Schekonu, sondern immer mit Gefühl!

Also bemühte er sich, das Schiff mit Gefühl zu landen.

Es gab einige holprige Sätze, aber die Geschwindigkeit verringerte sich dabei merklich. Das Schiff rutschte über die mit Geröll übersäte Piste, ohne auf ein größeres Hindernis zu treffen. Schekonu ließ es einfach ausrutschen.

Da erblickte er das umgestürzte Startgerüst, genau vor sich.

Sein Schiff rutschte darauf zu. Nicht mehr ganz so schnell wie zuvor, aber noch immer schnell genug.

Noch hundert Meter, fünfzig ... Schekonu wagte es nicht mehr, den Bremsantrieb einzuschalten. Vorsichtshalber hatte er den gesamten Antrieb abgeschaltet, um eine größere Katastrophe zu vermeiden. Es wäre auch zu spät gewesen.

Zwanzig Meter, und noch immer ging es ganz flott dahin.

Und dann krachte es.

Im letzten Augenblick hatte Schekonu sich auf den Boden der Kabine geworfen und die Augen geschlossen. Seine Hoffnung, mit dem Schiff vielleicht wieder einmal starten zu können, zerschlug sich in dieser Sekunde, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes.

Der Ruck warf ihn gegen die gepolsterte Frontseite unter den Armaturen. Er verspürte einen stechenden Schmerz im Kreuz, und dann war Stille.

Er blieb liegen und stellte fest, daß er noch lebte. Auch die Kabine war noch heil, soweit er das feststellen konnte. Aber mit einigen Geräten, die aus ihren Halterungen gerissen worden waren, sah es nicht so gut aus. Sie lagen zerschmettert am Boden.

Darunter auch die Funkgeräte.

Schekonu erhob sich und ignorierte die stechenden Schmerzen, Gebrochen war nichts, das beruhigte ihn. Wahrscheinlich nur eine Prellung. Das ging vorüber. Zeit hatte er ja nun.

Erschöpft ließ er sich in seinen Sessel fallen und

sah nach draußen.

Das Schiff lag etwas schräg. Der Bug hatte sich in das verrostete Metall des Gerüstes gebohrt und saß drin wie ein Vogel im Käfig. Ein Teil des Gerüstes war eingestürzt und lag auf dem transparenten Kabinendach. Die Trümmer behinderten die Sicht. Nicht weit entfernt waren die Ruinen der durch atomare Kräfte zerstörten Stadt. Da keine Strahlung mehr vorhanden war, lag die Katastrophe mindestens vier- bis fünfhundert Jahre zurück.

Das bedeutete, daß sich die Takerer heute wohl kaum noch um Mysyscher kümmern würden. Höchstens die Plünderer falls sie noch nicht hier gewesen waren.

Dann allerdings wurde es brenzlig für ihn. Er beschloß, diese speziellen Probleme auf später zu verschieben und sich erst einmal um das Notwendigste zu kümmern. Mühsam arbeitete er sich durch den Gang bis zur Vorratskammer vor. Die Regale waren leer, dafür lagen Kisten und Dosen und Päckchen wahllos verstreut auf dem schrägen Boden herum. Einige Kisten und Pakete waren geborsten. Die kostbaren Konzentrate hatten sich gleichmäßig im Raum verteilt.

Das Schlimmste entdeckte Schekonu zuletzt:

Der Wassertank war undicht geworden.

Schnell stellte er einige Schüsseln, die er hastig aus der Küche geholt hatte, unter das Leck. So bekam er wenigstens noch ein paar Liter zusammen, die für ein oder zwei Tage reichen würden. Bei der Landung hatte er Flüsse gesehen, nicht weit von hier. Verdurstet würde er also so schnell nicht, aber er würde das Wasser herbeischaffen müssen.

Die Ausstiegluke klemmte, wie er es erwartet hatte. Sie reagierte weder auf Automatik noch Handbedienung. Ein wenig ratlos stand Schekonu davor und überlegte, wie er aus dem Schiff gelangen sollte. Dann untersuchte er die restlichen Räume des Beibootes, die er noch nicht kannte. Er fand Werkzeuge und Ersatzteile. Und er fand eine starke Metallstange, die irgendwelchen unerfindlichen Zwecken dienen mochte.

Bewaffnet mit dieser Stange kehrte er zur verklemmten Luke zurück. Es war ihm klar, daß er sie, einmal damit geöffnet, nicht mehr luftdicht würde schließen können, aber er hatte auch längst die Hoffnung aufgegeben, jemals wieder mit dem Beiboot zu starten. Er konnte nur versuchen, die Funkgeräte zu reparieren, um Hilfe herbeizurufen.

Beim ersten Versuch mit der Brechstange rutschte er ab und hätte sich fast den linken Fuß durchbohrt. Er zog den Fuß zurück und mußte feststellen, daß er dann nicht mehr so sicher auf den Beinen stand, um kräftig zustoßen zu können. Ein echtes Dilemma, diese Ungeschicklichkeit. Nach sieben vergeblichen Versuchen traf er mit der Spitze der Stange endlich

den schmalen Spalt der Luke. Mit seiner ganzen Körperkraft drückte er gegen das Ende der Stange. Er wollte die Hebelwirkung anwenden. Theoretisch war sie ihm bekannt, aber in der Praxis sah das alles ganz anders aus.

Die Stange rutschte ab, und mit fürchterlichem Gepolter fiel sie auf den Boden, Schekonu daneben. Da lagen sie nun beide friedlich nebeneinander, die Stange still und stumm, Schekonu schnaufend und seine Ungeschicklichkeit verfluchend.

Aber er gab nicht auf.

Endlich, nach zwei arbeitsamen Stunden, waren Stange und Luke restlos verbogen. Immerhin war ein Spalt entstanden, durch den Schekonu den Kopf ins Freie stecken konnte.

Schon längst hatte er festgestellt, daß die Luft draußen frisch und angenehm war. Er wollte so schnell wie möglich aus dem Schiff, um sich die Beine vertreten zu können.

Als er versehentlich mit der Schulter gegen den Öffnungsmechanismus der Luke stieß, öffnete sich diese quietschend.

Schekonu starrte auf das Unglaubliche und überlegte sich, ob er zwei Stunden umsonst gearbeitet, oder ob erst eben diese Arbeit das Wunder bewirkt hatte. Er beschloß, letzteres anzunehmen. Er aß ein wenig, ehe er den ersten Schritt auf die Oberfläche der ihm fremden Welt wagte.

Die grüne Sonne sank bereits dem Horizont entgegen, also würde es wohl kaum noch viel Zweck haben, einen Erkundungsgang zu machen. Aber wenigstens wollte er sehen, wo er gelandet war. Natürlich, auf einem ehemaligen Raumhafen, das war ihm klar. Aber wo es einen Raumhafen gab, da gab es auch unterirdische Hangars und Reparaturwerkstätten. Es war durchaus möglich, daß sie nicht zerstört worden waren und daß er sogar noch ein startbereites Schiff fand. Die Frage war nur, ob er es auch an die Oberfläche schaffen konnte, ganz abgesehen von dem Problem, es dann zu starten.

Er entfernte sich nicht allzu weit von seinem Wrack, denn er war unbewaffnet, und er wußte nicht, ob es wilde Tiere oder mutierte Nachkommen von eventuellen Überlebenden der Katastrophe hier gab. Und er hatte keine große Lust, ihnen zu begegnen.

Aber wenn es sie gab, hatten sie seine Landung sicher beobachtet und würden früher oder später auftauchen.

Mit diesem beunruhigenden Gedanken kehrte er in sein Schiff zurück und suchte sich einen einigermaßen bequemen Platz für die Nachtruhe.

\*

Im Westen ging die Sonne hinter den Bergen unter.

Trotter war froh, als er die Ruinen seiner Stadt wiedersah.

Zwar hatte er einen schönen Tag bei seiner Sippe verlebt, aber diese Piepsi war nicht von seiner Seite gewichen. Sie hatte ihm zeigen wollen, daß sie einmal eine tüchtige Beutelbärfrau - und natürlich auch Beutelbärmutter - sein wollte. Aber Trotter war von ihren Künsten nicht besonders begeistert. Zweimal hatte sie ihm eine sichere Beute durch ihr Kreischen vertrieben, und ein anderes Mal war sie an der besten Fischstelle ins Wasser gefallen.

Schließlich hatte Trotter sie davongejagt.

Der Abschied später war kurz und schmerzlos gewesen. Trotter mußte versprechen, sich bald wieder sehen zu lassen, dann ließ man ihn ziehen. Im Hautbeutel stapelten sich die Geschenke der Eltern und Brüder. Das Gehen fiel ihm richtig schwer, aber er hütete sich, auch nur ein Stück der Gaben fortzuwerfen. Wenn sie das bemerkten, würde er das den Rest seines Lebens zu hören bekommen.

Nun war er wieder zu Hause.

Es dunkelte schon, als er sein Haus erreichte und durch die gemauerten Höhlen mit den glatten Wänden und Decken in sein Schlafgemach kam. Nichts hatte sich verändert. Trotter war der einzige Bewohner der Stadt.

Er packte die Geschenke aus und sortierte sie nach ihrer Brauchbarkeit. Den Rest warf er einfach aus dem Fenster, unter dem sich bereits eine neue Schutthalde zu bilden begann. Das störte ihn jedoch nicht. Wenn die Halde das Fenster erreichte, würde er einfach umziehen.

Er wollte sich schon wieder umdrehen, als er stutzte.

Ihm war so, als hätte er draußen auf der Ebene mit den merkwürdigen Stahlgerüsten ein Licht gesehen. Es hatte nur einen Augenblick aufgeleuchtet, dann war es wieder erloschen.

Er überlegte, ob er nachsehen sollte, aber dann beschloß er, den Erkundungsgang auf morgen zu verschieben, er war auch viel zu müde, jetzt noch in der Gegend herumzutrotten.

Das hatte Zeit bis morgen.

Er schlief tief und fest, und als er am anderen Tag erwachte, fühlte er sich frisch und munter und tatendurstig. Das Licht von gestern abend fiel ihm wieder ein.

Ja, heute würde er nachforschen, was es damit auf sich hatte. Vielleicht war ein anderer Beutelbär in die Stadt gezogen. Aber dann würde es Ärger geben, denn dies war seine Stadt.

Er frühstückte ausgiebig, ehe er sich auf den Weg machte. Die Richtung hatte er sich genau eingeprägt, so daß er keine Schwierigkeiten hatte, den ungefähren Ort des ungewöhnlichen Ereignisses zu finden. Und schon von weitem stellte er fest, daß sich

etwas in der Trümmerebene verändert hatte. Es dauerte ein wenig, bis sein Bewußtsein die Art der Veränderung registrierte.

Er blieb stehen, als er das Schiff sah. Es war vorgestern noch nicht hier gewesen. Die Schleifspur zeigte Trotter deutlich, daß es fast einen Kilometer gerutscht war, bevor das Stahlgerüst es um Stillstand gebracht hatte. Der Anfang der Spur jedoch hörte jäh auf, ein sicheres Zeichen dafür, daß das Schiff vom Himmel gekommen war.

Trotter verbarg sich hinter einem Felsbrocken und beobachtete das Schiff. Jemand mußte da drin sein, denn allein war es bestimmt nicht gekommen.

Und dann sah er Schekonu aus der verbogenen Luke klettern.

Trotter verspürte Erleichterung, als er das aufrecht gehende Wesen erblickte. Es war nur halb so groß wie er, und schmal, fast zerbrechlich. Davor brauchte er keine Angst zu haben. Er mußte hingehen und fragen, was es hier wollte.

Also marschierte er los, genau auf das Wrack im Gerüst zu.

#### 4.

Auch Schekonu fühlte sich nach dem erquickenden Schlaf frisch und voller Tatkräft. Es wäre doch gelacht, wenn er den Dakkarkom oder zumindest das Hyperfunkgerät nicht reparieren könnte! Theoretisch wußte er genau, wie die Geräte funktionierten, und so würde er auch die Art der Beschädigungen feststellen können. Das konnte nicht besonders schwierig sein. Schwierig würde es erst dann werden, wenn er irgendwo einen Schraubenzieher ansetzen mußte.

Aber zuerst würde er sich noch einen Rundblick und einen kurzen Spaziergang erlauben. Die Sonne stand schon hoch, und im Schein ihres grünen Lichtes schimmerten die Ruinen wie die Reste einer Geisterstadt. Er kletterte aus der Luke und streckte sich. Der Schmerz im Rücken war fast ganz verschwunden. Sicher, er saß auf einer verwüsteten Welt fest, aber er war den Takerern entkommen. Hier würden sie ihn kaum finden. Er war in Sicherheit. Zumindest in relativer Sicherheit.

Seine Meinung über den Grad seiner Sicherheit änderte sich abrupt, als er Trotter erblickte, der mit seinem schwankenden und schwerfälligen Gang schnurstracks auf ihn zumarschierte und freudig erregt die furchtbaren Fangzähne bleckte und dann noch zu allem Überfluß liebevoll die Arme ausbreitete.

Schekonu blieb fast das Herz stehen, als er das vier Meter hohe Ungetüm auf sich zukommen sah. Er besaß keine Waffe, wenigstens hatte er im Schiff noch nicht danach gesucht. Er kämpfte mit den Waffen des Geistes, aber plötzlich begann er daran

zu zweifeln, daß das immer die richtige Methode war, einen Gegner zu überzeugen.

Der behaarte Riese ließ sich davon bestimmt nicht beeindrucken.

»Willkommen, kleines Kerlchen!« brummte das Riesenvieh ganz deutlich in der Sprache, die auch Schekonu kannte. Neu-Gruelfin war das! Auch das noch!

»Dan ... danke!« stotterte Schekonu und blieb stehen. »Du sprichst?« Trotter kam herbei. Seine Zähne waren noch immer zu sehen, aber jetzt glaubte Schekonu, die Grimasse doch als freundschaftliche Geste interpretieren zu dürfen.

Er grinste zurück.

»Warum soll ich nicht sprechen?« erkundigte sich Trotter und sah auf den halb so großen Schekonu hinab. »Du bist süß. Kleiner.«

Auch das noch! dachte Schekonu Erschrocken, der die zärtlichen Anwandlungen des Beutelbären total mißdeutete Laut sagte er:

»Ich finde dich auch recht hübsch. Wohnst du hier?« - Trotter betrachtete Schekonu abwägend, dann griff er plötzlich zu, packte ihn und hob ihn auf. Ohne viel Federlesens stopfte er ihn in seinen geräumigen Hautbeutel, so daß Schekonu, der sich vergeblich wehrte, schließlich nur noch mit dem Kopf herausschaute.

»Was soll denn das? Laß mich wieder raus!«

»Ist es nicht warm und gemütlich?« fragte Trotter verblüfft.

»Ja, doch! Aber ich will nicht, verstehst du?«

Trotter kümmerte sich nicht um die Wünsche seines neuen Freundes, der mit den Beinen strampelte und sich vergeblich bemühte, der Falle zu entkommen.

Das Untier hielt den Beutel mit seinen Pranken derart zu, daß nur sein Kopf genügend Bewegungsfreiheit behielt.

»Ich nehme dich mit in die Stadt und zeige sie dir«, erbot sich Trotter.

»Später bringe ich dich zurück.«

Schekonu wagte nicht, sich auszumalen, was vorher alles noch geschehen konnte.

Das Monstrum schien ihn mit seinem Säugling zu verwechseln, was ja noch nicht so schlimm gewesen wäre. Er befürchtete insgeheim, daß er ihn etwas ganz anderem verwechselte.

Wahrscheinlich war es am besten, sieb zu fügen. Der andere war stärker als er. Und doppelt so groß!

»Bist du allein? Und wie heißt du? Freunde sollten sich mit Namen anreden können?« schlug Schekonu vor.

»Man nennt mich Trotter. Und dich?«

»Ich bin Schekonu.«

»Ja, ich lebe allein in der Stadt. Meine Sippe wohnt in den Bergen. Wir werden sie mal besuchen.

Die werden staunen, wenn sie dich sehen. Ich habe dich viel lieber als Piepsi.«

»Wer ist denn Piepsi?«

»Ein Beutelbärmädchen, aber ein dummes.«

Schekonu verschlug es den Atem. Dieser Trotter schien sich wirklich in ihn verliebt zu haben und wollte ihn wohl als sein Kind annehmen. Das konnte ja heiter werden! Aber vielleicht war das immer noch besser, als die Takerer, tröstete er sich.

Er schaukelte in dem Beutel hin und her, als Trotter sich in Bewegung setzte. Jetzt wußte er auch, warum Trotter seinen Namen bekommen hatte. Die Möglichkeit, seekrank zu werden, wurde mit jedem Schritt des Beutelbären wahrscheinlicher.

Es war warm in dem Beutel, das stimmte. Aber auch ein wenig eng. Er hing zusammengekrümmt in der von Natur aus vorhandenen Bauchfalte dieses mit Mutterinstinkten überreich ausgestatteten Wesens.

Viel konnte ihm nicht passieren, hoffte er inbrünstig. Aber er konnte auch nicht für alle Zeiten dem Beutelbär das vielleicht fehlende Junge ersetzen.

er mußte ihn im Gegenteil davon überzeugen, daß er selbst dringend der Hilfe bedurfte. Wenn er so die Zuneigung des sicherlich intelligenten Wesens in die richtigen Bahnen lenkte, konnte er Unterstützung und Hilfe erlangen. Es kam nur darauf an, in dieser Hinsicht den richtigen Weg zu finden.

»Verstehst du etwas von Technik?« fragte Schekonu hoffnungsvoll, während Trotter die ersten Schutthügel erkloß.

»Technik? Was ist das?«

Schekonus Zuversicht sank bis auf den Grund des Beutels, in dem er hockte. Wie sollte er Trotter klarmachen, was Technik war? Wie sollte er ihm überhaupt klarmachen, was er von ihm wollte? »Ich landete mit dem Schiff, das du gesehen hast, auf dem Raumhafen. Es ist kaputt. Es muß repariert werden.«

Trotter sagte gleichmäßig:

»Auf dieser Welt ist alles kaputt, Schekonu-Liebling. Das ist das Schöne an ihr. Ich kann sie mir heil überhaupt nicht vorstellen.«

Nun ja, dachte Schekonu verzweifelt. Das ist natürlich eine Ansichtssache. Vielleicht wäre sie wirklich nicht so friedlich, wenn sie noch heil wäre.

»Ich habe Durst, Trotter. Weißt du, wo wir Wasser finden?«

»Viel Wasser?« erkundigte sich Trotter besorgt.

»Du brauchst sehr viel Wasser?«

»Ja, zum Trinken und zum Waschen. Baden, verstehst du? Ich habe mich seit Tagen nicht mehr gewaschen.«

Trotter trottete weiter, aber er schien zu überlegen. Dann änderte er plötzlich die Richtung und marschierte wieder aus der Stadt hinaus. Schwankend überquerte er einige Halden, bis die Ebene von ihnen lag. Sie erstreckte sich bis zu den fernen Wäldern.

Schekonu begann zu ahnen, was der Beutelbär im Sinn hatte.

»So wichtig ist es auch nicht, Trotter! Ich habe nur Durst. Hast du kein Wasser in deiner Wohn ... in deiner Höhle?«

»Doch, aber ich wollte dich zum Fluß bringen. Dort kannst du schwimmen.«

»Danke, Trinkwasser genügt mir. Es reicht auch zum Waschen.«

Trotter kehrte gehorsam wieder um.

»Es gibt auch unterirdische Wasser«, brummte er stolz.

»Unterirdische Wasser? Wie meinst du das?«

»Unter der Ebene der Stahlgerüste, dort etwa, wo dein Schiff liegt.« Schekonu vergaß seine unbequeme Lage.

»Ist da auch noch etwas anderes als wasser, Trotter?«

»Ja. Große Höhlen, riesig große Höhlen. Und viele Gegenstände, die man aber nicht essen kann. Und Wasser, viel Wasser. Richtige Seen, aber ohne Fische.«

Trinkwasserreservoir, dachte Schekonu hoffnungsvoll.

Und die Gegenstände, die man nicht essen konnte, waren bestimmt technische oder energetische Einrichtungen.

Vielleicht sogar Ersatzzeile für Raumschiffsantriebe, oder Tankanlagen.

Er mußte Trotter veranlassen, daß er ihn hinbrachte.

»Wirst du mir das zeigen?« fragte er.

Trotter erreichte sein Haus. »Ja, morgen.«

»Warum nicht heute?« Trotter gab keine Antwort.

Er trat gebückt durch den Eingang, der nicht hoch genug für ihn war. Die Gangdecke war einstmals eingebrochen. Hier konnte er wieder aufrecht gehen. Schekonu hatte keine Ahnung, wer die Erbauer der Stadt gewesen waren, aber sie mußten so ausgesehen haben wie er. Trotter stammte bestimmt nicht von ihnen ab. Wahrscheinlich hatte er damals einer Tiergattung angehört, die bereits über eine gewisse Intelligenz verfügte, die sich dann durch Mutation weiter entwickelt hatte.

»Hier wohnen wir«, sagte Trotter und sah sich voller Besitzerstolz um. »Gefällt es dir?«

Schekonu konnte aus seinem Beutel heraus nicht viel sehen, da der haarige Bauch des Beutelbären die Sicht versperrte. Aber was er sah, belustigte und besorgte ihn zu gleichen Teilen. Trotter hatte es sich - nach seinem Geschmack wenigstens - gemütlich in dem großen Raum eingerichtet.

In einer Ecke der »Höhle« lagen Bündel von Reisig und getrocknetem Gras. Das mußte Trotters Lager sein. In einer anderen Ecke hatte er Vorräte gestapelt - einige Stücke getrocknetes Fleisch,

Wurzelbündel, Honigwaben Und dann entdeckte Schekonu etwas, das ihm die Sprache verschlug:

Konservendosen!

»Wo hast du denn die Dosen her, Trotter?«

Der Beutelbär drehte sich um und warf seinen Schätzen einen flüchtigen Blick zu.

»Ach, die ...? Die habe ich unter dem Raumhafen gefunden, wie du die Ebene nennst. Sie lagen dort in riesigen Höhlen. Einmal habe ich welche geöffnet. Wenn man nichts anderes hat, schmecken sie.«

Schekonu verspürte eine unbeschreibliche Erleichterung.

Er würde also auf dieser Welt weder verhungern noch verdursten.

Wenn er nur Trotter davon überzeugen könnte, daß sein Bauchsack auf die Dauer kein Aufenthalt für einen ausgewachsenen Menschen war!

Er stemmte sich mit den Füßen ab und kam bis zur Brust über den Rand des Beutels, aber Trotter mißverstand den Versuch. Mit der rechten Pranke drückte er Schekonu zurück, sanft aber bestimmt.

»Es ist kalt, und du wirst frieren. Drinbleiben!«

Schekonu verlor die Geduld.

»Jetzt bin ich es aber leid, Trotter Laß mich 'raus, ich halte es nicht mehr aus, Außerdem muß ich mal ... muß ich mal.«

»Was mußt du?« wollte Trotter es genau wissen.

Schekonu vergaß seine gute Erziehung.

»Das wirst du merken, wenn du mich nicht 'rausläßt. Also, was ist nun?«

Der Beutelbär begriff. Er lachte donnernd. Dann zog er Schekonu mit einer Pranke aus dem Beutel und stellte ihn auf die Füße.

»Aber du kommst wieder, nicht wahr?«

»Wo sollte ich wohl hin?« meinte Schekonu und machte sich auf die Suche nach einem geeigneten Ort, der dem gewünschten Zweck entsprach.

Die Räume waren teilweise gut erhalten, wenn auch zumeist die Decke eingestürzt war. Im Keller entdeckte er noch Reste der ehemaligen Heizungsanlage. Sie hatten die Zeit überdauert. Auch metallene Werkzeuge fand er, mit denen Trotter anscheinend nichts anzufangen gewußt hatte. Und dann fand er etwas, mit dem er nicht gerechnet hatte.

Er fand einen Desintegratorstrahler.

Die Waffe lag einfach auf dem Steinboden, als habe ihr Besitzer sie vor vier- oder fünfhundert Jahren vergessen, als das Unheil über ihn und seine Welt hereinbrach.

Schekonu bückte sich und überprüfte die Energiedladung.

Sie war intakt.

Befriedigt schob er den Strahler in den Gürtel seiner Kombination und fühlte sich gleich wesentlich wohler als zuvor Nun würde er Trotter davon überzeugen können, daß er Hilfe benötigte und

keinen überheizten Schlafsack.

Er kehrte in den Raum zurück, den sich der Beutelbär als Behausung auserkoren hatte. Trotter hatte in der primitiven Feuerstelle eine spärliche Flamme zum Leben erweckt - wie, das wußte Schekonu nicht - und nährte sie mit den Reisern seines Nachtlagers.

»Ich muß mit dir reden«, sagte Schekonu, als sie später vor dem flackernden Feuer saßen und sich satt gegessen hatten. »Ich kann nicht hier bleiben, sondern muß weiter, zu einer anderen Welt, die du nicht kennst. Du wirst mir dabei helfen, hoffe ich.«

»Du willst mich verlassen? Ich wollte dich mit zu meinen Brüdern nehmen, zu meinen Eltern und ...«

»Zuerst muß ich wissen, ob mein Schiff wieder starten kann. Du hast mir von den großen Höhlen unter der Erde erzählt. Wirst du mich zu ihnen führen?«

»Wenn du willst, ja.« Erst jetzt wurde Trotter aufmerksam. »Was hast du denn da?« Er deutete auf den Strahler. »Ich habe das Ding schon in einer anderen Höhle gesehen. Was ist es?«

Schekonu hielt es für klüger, Trotter nicht einzuweihen. Vorerst wenigstens noch nicht.

»Nichts besonderes, Trotter. Vielleicht kann ich es später bei der Reparatur des Schiffes gebrauchen.

Gehen wir morgen in die unterirdischen Höhlen?«

Trotter versprach es, dann packte er Schekonu, ohne auf dessen Proteste zu achten, und steckte ihn wieder in den Bauchbeutel. Er begab sich auf sein Lager und streckte sich aus.

»Du wirst warm und gut schlafen«, versicherte er ehrlich überzeugt. »Als wärest du mein eigener Sohn.«

Schekonu verzichtete darauf, seinem Wohltäter ein Loch in den Bauch zu strahlen. Resigniert schloß er die Augen und versuchte zu schlafen. Morgen würde man weitersehen.

Aber dann, als Trotter eingeschlafen war, merkte Schekonu zu seinem Entsetzen, daß er sich auf eine schlaflose Nacht einrichten mußte.

Trotter schnarchte entsetzlich.

Zum Frühstück durfte Schekonu wieder aus dem Sack.

Er fühlte sich müde, zerschlagen und total unausgeschlafen. Trotter hingegen machte einen zufriedenen und glücklichen Eindruck. Er war an ein Kind gekommen, ohne heiraten zu müssen.

Er hatte seine ganze Sippe hereingelegt!

Während der Nacht hatte Schekonu versucht, Trotter suggestiv zu beeinflussen und ihn dazu zu bringen, ihn aus dem Beutel zu entlassen, aber der Beutelbär hatte nicht reagiert. Entweder war sein Gehirn nicht empfänglich für derartige Signale, oder es war einfach nicht sensibel genug.

Jedenfalls blieb Schekonu im Beutel.

Trotter war gutmütig, aber bestimmt, das hatte der Wissende längst erkannt. Sie würden - bis auf die dumme Beutelgeschichte - gut miteinander auskommen. Und die feingliedrigen Finger an den Pranken ließen darauf schließen, daß er handwerkliches Geschick besaß, wenn man ihn entsprechend anleitete. Es kam auf den Versuch an.

Nach dem Frühstück wurde Schekonu wieder in sein enges Quartier gesteckt, und dann trabte Trotter aus dem Haus, marschierte quer durch die Stadt und erreichte schließlich den Rand des Hafengeländes.

Mit zielsicheren, wenn auch schwankenden Schritten steuerte er auf ein Gelände zu, das einigermaßen unbeschädigt wie ein quadratischer Klotz im Gelände stand.

Er umrundete es, und Schekonu sah den Eingang.

Er führte in eine Halle, deren Einbuchtung nur wenig Beschädigungen aufwies. Es wurde Schekonu sofort klar, daß es sich um einen Lagerraum und Umschlagplatz handelte.

Zwei große Lastenlifte unterstrichen seine Beobachtungen.

Sie waren nicht mehr verwendungsfähig, das erkannte er auf den ersten Blick, aber seitwärts führten Stufen in die Tiefe.

Trotter ging darauf zu. »Unten ist es kalt«, sagte er zu Schekonu. »Du kannst froh sein, gut und warm aufgehoben zu sein.

Dunkel ist auch.«

Dagegen wußte Schekonu Rat. Er zog eine winzige Stablampe aus der Brusttasche seiner Korhbinat. Es fiel ihm nicht schwer, denn heute ließ ihm der Beutelbär genügend Bewegungsfreiheit. Er steckte nur bis zur Brust im Beutel - Als das Licht aufblitzte, blieb Trotter stehen.

»Keine Angst«, versicherte Schekonu beruhigend. »Das ist nur eine Lampe, damit wir besser sehen können. Kaltes Feuer, wenn du so willst.«

Trotter setzte seinen Marsch in die Tiefe fort.

Sie erreichten endlich die obere Etage der unterirdischen Anlage. Hier war von Beschädigungen überhaupt nichts zu erkennen. Während des Angriffs der Takerer hatte es hier sicher Überlebende gegeben, aber sie waren gestorben, als sie sich an die Oberfläche wagten. Jedenfalls hatten sie alles so zurückgelassen, wie es gewesen war.

»Dort drüber, Trotter ... geh mal hin!«

Schekonu hatte die Haupt-Lichtschaltung entdeckt. Vielleicht arbeiteten irgendwo tief unter der Erde noch die atomaren Energieerzeuger, oder die Energiespeicher waren noch gefüllt. Es kam auf einen Versuch an.

Er legte den Hauptschalter nach unten.

Das Licht flammte auf.

Trotter war über das Aufgehen so vieler Sonnen derart verblüfft, daß er keinen Ton hervorbrachte.

Schekonu versuchte, ihm das technische Wunder zu erklären, stieß aber auf Unverständnis. Der Beutelbär wollte nicht wissen, wie das funktionierte, er wollte nur erfahren, ob es jetzt hell blieb. Das konnte Schekonu bestätigen.

Rechts und links des breiten Korridors zweigten schmalere Gänge ab, die in Montagehallen führten. Auf Baugerüsten standen halbfertige Raumschiffe, größere und kleinere. Es war Schekonu klar, daß sich hier mit dem nötigen Geschick und einigen Kenntnissen ein flugfähiges Räumboot zusammenbauen ließ. Aber vielleicht fand er ein bereits fertiggestelltes, wenn er weitersuchte.

»Laß' mich mal 'raus«, bat er »Ich muß mir das ansehen.«

Ohne jeden Protest zog Trotter seinen Schützling aus dem Beutel und stellte ihn auf die Füße. Sein Respekt war seit dem Aufleuchten des Lichtes erheblich gestiegen. Er begann zu ahnen, daß es sich bei Schekonu nicht um ein hilfloses Baby, sondern um ein sehr begabtes, intelligentes Wesen handelte.

Schekonu inspizierte die halbfertigen Bauten und stellte zu seinem Bedauern fest, daß doch noch eine Menge fehlte. Aus fünf angefangenen Schiffen ließ sich vielleicht ein flugfähiges zusammensetzen.

Aber wozu benötigte er ein Schiff, wenn er einen betriebsfertigen Dakkarkom fand? Damit würde er einen Moritatoren herbeirufen können, wenn sich die Sonne Ayscho auch ziemlich abseits der üblichen Verkehrslinien befand.

»Wo sind die Dosen, in denen Fleisch ist?«

Trotter ging voran. Er bewegte sich einigermaßen sicher, so als sei er schon oft hier unten gewesen. Dies war sein Reich, das er selbst mit den herrlichen Wäldern und Seen am Fuß des Gebirges nicht tauschen würde.

Schekonu blieb überwältigt stehen, als Trotter ihn in eine hellerleuchtete Halle schubste und sagte:

»Da sind die Dosen. Auch in den Kisten dort sind welche. Und da ganz hinten ...«

»Da ganz hinten ... das war etwa hundert Meter entfernt. Bis dahin stapelten sich die Metallkisten bis zur Decke.

Tausende mußten es sein, zehntausend vielleicht. Und alle waren unangetastet. Verpflegung für eine ganze Stadt, für etliche Jahre.

Für Schekonu reichte es bis zu seinem Lebensende.

»Gehen wir weiter«, murmelte er.

Trotter gehorchte.

Sie fanden ein Lager mit Ersatzteilen aller Art, Fertigungsanlagen für Raumschiffteile, eine Werkstatt, in der noch eine Drehbank langsam und gleichmäßig rotierte, als sei der Meister nur für ein paar Minuten weggegangen.

Schekonu starre fasziniert auf das Unfaßbare. Seit

einem halben Jahrtausend vielleicht lief die Maschine schon, seit jenem Augenblick, in dem diese Welt unterging. Schon die funktionierende Beleuchtung hatte beweisen können, daß die Energieerzeugung noch arbeitete. Die Drehbank bestätigte es.

Seine Hoffnung stieg.

»Wir müssen den Lagerraum für die Funkgeräte finden«, sagte er und versuchte, Trotter das Aussehen eines Dak-karkoms zu erklären. Zur Not tat es natürlich auch ein ganz normales Hyperfunkgerät. Hauptsache, es funktionierte.

Trotter gab sich Mühe, Schekonu geistig zu folgen. Er wußte natürlich noch eine Unzahl solcher mit geheimnisvollen Apparaturen angefüllten Höhlen, aber er konnte nicht entscheiden, in welcher die Geräte gestapelt waren, die sein kleiner Schützling suchte.

»Wir werden das Zeug schon finden«, behauptete er selbstbewußt.

Der Lift in die weiter unten gelegene Etagen funktionierte noch.

Einmal zweigte Trotter vom Hauptkorridor ab, um Schekonu die versprochenen unterirdischen Seen zu zeigen. Es handelte sich in der Tat um riesige Reservoirbecken, die dauernd frischen Zufluß erhielten.

»Willst du schwimmen?« erkundigte sich der Beutelbär.

Schekonu schauderte.

»Es ist viel zu kalt. Ich wollte gestern doch nur wissen, ob es überhaupt Wasser gibt. Jetzt weiß ich es.«

Sie fanden bis zur Decke angefüllte Lagerräume mit Gebrauchsgütern, die gut erhalten geblieben waren, soweit es sich um Plastik oder nichtrostendes Metall handelte. Und sie fanden schließlich auch die elektronisch-positronische Abteilung.

Und die funktechnischen Ersatzteillager.

Aber in die Freude Schekonus mischten sich die Bedenken, die ihm sofort kamen, als er die großen, noch eingepackten Geräte entdeckte. Es handelte sich um betriebsfertige Dakkarkome, aber sie waren so schwer, daß selbst Trotter sie nicht hätte tragen können.

Und hier unten, tief unter der Oberfläche, war jeder Funkversuch zwecklos. Die Wellen durchdrangen die Felsendecke nicht.

Nun war guter Rat teuer.

Alles, was er benötigte, um Kontakt zu seinem Volk aufzunehmen, war vorhanden, lag griffbereit vor seiner Nase.

Aber es schien unmöglich, ein fertiges Dakkarkom an die Oberfläche zu bringen. Sicher, einige der Lifte funktionierten, aber schon beim Transport bis dorthin würde irgendein empfindliches Teil beschädigt werden. Trotter machte nicht den Eindruck,

besonders behutsam mit solchen Dingen umgehen zu können.

Also Einzelteile nach oben, und dann zusammensetzen?

Das schien die einzige Möglichkeit zu sein. Vielleicht gab es halbfertige Geräte, die leicht zu transportieren waren und in die man später die fehlenden Teile hineinbauen konnte. Und wenn man sie aus den fertigen ausbaute. Das hatte den Vorteil, daß man später wußte, wo sie hingehörten.

Ja, das mußte durchführbar sein.

Schekonu schöpfte neuen Mut. Da Trotter in dem Raum herumschnüffelte und mit sich selbst genug zu tun hatte, nutzte Schekonu die Gelegenheit, sich die Dakkarkome genauer anzusehen.

Plötzlich hörte er Trotter aufbrüllen.

Die Familie der Gigaratten lebte nun schon seit undenklichen Zeiten in den unterirdischen Anlagen des Raumhafens und fühlte sich als die herrschende Klasse. Jeder Eindringling wurde radikal besiegt, lediglich an den großen Trotter hatte man sich noch nicht herangewagt. Außerdem kam er stets allein und brachte niemanden mit. Er schien keine Familie zu haben und auch nicht die Absicht, länger in der Dunkelheit zu verweilen.

Aber heute war es plötzlich hell geworden.

Und dann brachte Trotter noch jemand mit. In diesem Fall mußte etwas unternommen werden.

Also beschloß der Rat der Gigaratten, die beiden Eindringlinge zu überfallen und zu töten.

Sie erinnerten in der Tat an terranische Ratten, nur hatten sie durch die Mutation eine Größe von etwa zwei Metern erreicht. Da sie in großen Familien zusammenlebten, waren sie äußerst gefährlich.

Einen Beutelbären konnten sie bei lebendigem Leib zerreißen. Sie ernährten sich von den Konserven, die sie geschickt zu öffnen verstanden. Aber sie verschmähten Frischfleisch nicht, und sowohl Trotter wie auch Schekonu sahen appetitlich frisch aus.

Sie gingen systematisch und intelligent vor.

Als ihre beiden Opfer den Raum mit den elektronischen Geräten betrat, stand ihr Plan schon fest. Am zweiten Ausgang wartete eine ganze Rote der kampflustigen Tiere, während eine zweite Gruppe den Rückweg versperrte.

Gerade als Schekonu sich ein halbfertiges Gerät ausgesucht hatte und Trotter davon unterrichten wollte, griffen die Gigaratten an.

Trotter brüllte vor Entsetzen auf und ließ seine mächtigen Pratzen rotieren. Zwei der Ratten flogen wie Gummibälle durch die Luft und klatschten gegen die nächste Wand. Mit zerschmetterter Leibern fielen sie auf den Boden und rührten sich nicht mehr.

Aber es handelte sich nicht nur um zwei, sondern mindestens zwanzig Angreifer. Eine Übermacht,

gegen die jede Verteidigung sinnlos sein mußte.

Trotter trat den Rückzug an, aber im gleichen Augenblick griff die zweite Gruppe der Gigaratten an. Wenigstens dreißig der Tiere versperrten den Ausgang und schnitten den Rückzug ab.

»Hierher!« rief Schekonu und zog den Strahler aus dem Gürtel. Er entsicherte ihn. »Komm hierher, Trotter! Gleich wirst du ein Wunder erleben, aber erschrick nicht!«

Der Beutelbär gehorchte widerspruchslos. Er hatte inzwischen begriffen, daß er seinen »Kleinen« gewaltig unterschätzt hatte. Der ließ sich zwar wie ein Kind behandeln aber er war keins mehr. Er war nur von Natur aus kleiner als er, das war alles.

Die Gigaratten folgten nur zögernd, als witterten sie die Falle.

Schekonu wartete, bis sie nahe genug herangekommen waren, dann eröffnete er das Feuer auf sie. Der Energieausbruch erfolgte so überraschend, daß sich die Tiere nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten. Die grellen Strahlenbündel erfaßten sie und töteten sie auf der Stelle. Der Gestank verbrannten Fleisches verbreitete sich und reizte Schekonus Magennerven, aber er blieb standhaft. Wo immer er - eine Bewegung entdeckte, schoß er.

Und dann gab es keine lebendige Gigaratte mehr in dem Lagerraum.

Aufatmend sicherte er die Waffe und schob sie in den Gürtel zurück. Er sah Trotter an, der mit herabhängenden Armen und einem verdutzten Ausdruck im Gesicht neben ihm stand.

»Nun, mein Freund? Was sagst du jetzt?«

Trotter sah auf den Strahler.

»Damit hast du das gemacht? Wie?«

»Es ist eine Waffe, Trotter, wie sie auch unser Volk anwendet, wenn es unbedingt sein muß. Mit den Gigaratten kann man nicht argumentieren oder verhandeln. Haben sie dir niemals etwas getan?«

»Nein. Ich wußte gar nicht, daß es sie gibt.«

Schekonu nickte.

»Ich verstehe. Sie müssen sich noch, über Generationen hinweg, an die ausgestorbenen Bewohner dieser Welt erinnern, die ihre Feinde waren. Ich sehe ihnen ähnlich, also griffen sie an.

Aber lassen wir das jetzt. Wir brauchen keine Angst mehr vor ihnen zu haben, denn sie werden uns nicht noch einmal überfallen.« Er deutete auf die Dakkargeräte. »Wir müssen eins davon an der Oberfläche zusammensetzen. Du hast geschickte Hände. Wenn ich dir sage, was du zu tun hast, glaubst du, mir dabei helfen zu können?«

»Was ist das?«

»Funkgeräte, Trotter.

Mit ihnen kann man über riesige Entfernungen hinweg sprechen. Und ich muß mit meinem

Freunden, sprechen, damit sie in meiner Heimat wissen, daß ich noch lebe. Ich habe eine wichtige Mission zu erfüllen.«

»Du willst mich verlassen?«

»Vielleicht kommt man mich holen.«

»Dann werde ich dir nicht helfen, Schekonu.«

Das hatte Schekonu befürchtet. Die übergroße Zuneigung des Beutelbären wurde ihm noch zum Verhängnis.

»Doch, Trotter, du wirst mir helfen. Du bist mein Freund, nicht wahr? Du darfst nicht eigennützig sein. Du darfst nicht nur an dich denken, sondern auch an mich. Du wirst mir helfen, mein Volk zu verständigen. Ich werde dir alles erklären. Gehen wir zurück in die Stadt, dann erzähle ich dir eine lange Geschichte.«

Trotter strahlte.

»Ich höre gern Geschichten, wenn sie nicht gerade von Onkel Grabsch oder Tante Quatsch erzählt werden.«

»Ihr habt originelle Namen«, wunderte sich Schekonu, während sie mit dem Lift nach oben glitten. »Wie kommt das?«

»Weil keiner seinen Namen schon bei der Geburt erhält, sondern erst dann, wenn wir wissen, was mit ihm los ist. Dann passen sie auch.«

»Ein kluges System«, lobte Schekonu und atmete auf, als er das Tageslicht und die grüne Sonne wiedersah. Morgen begann die Arbeit.

## 5.

Als der Gleiter landete, hatte Rhodan gleich das Gefühl, daß etwas passiert war. Um diese Zeit kam Absehens sonst nie, selbst dann nicht, wenn er die übliche Einladung zum Abend überbrachte.

In seiner Begleitung befanden sich einige Techniker und sein Sohn Schewaba.

Atlan und Rhodan gingen ihren Gastgebern entgegen. Ihnen fielen sofort die erregten Gesten auf, mit denen sich die Moritatoren unterhielten. Erst als sie nahe genug herangekommen waren, unterbrachen die Techniker ihr Gespräch und wandten ihre Aufmerksamkeit Rhodan und Atlan zu.

Abschena sagte:

»Wir haben neue Meldungen erhalten, Rhodan. Es handelt sich um unvollständige und teilweise äußerst verwirrende Meldungen. Sie stammen meist von den Takerern, wurden aber von Moritatoren aufgefangen und an uns weitergeleitet, weil wir ja darum baten.

Wir haben versucht, alle eingegangenen Meldungen zu koordinieren und nach, ihrem Wahrheitsgehalt zu ordnen, um ein einigermaßen reales Bild zu erhalten. Restlos ist uns das leider nicht gelungen, aber wenigstens wissen wir ungefähr, was geschehen sein muß.«

Atlan erkundigte sich höflich:

»Und was ist, wenn ich fragen darf, geschehen? Betrifft es den Wissenden, dessen Namen wir endlich erfuhren?«

»Es betrifft allerdings ihn. Er konnte entfliehen.«

Rhodan und Atlan starnten den Chef der Techniker entgeistert an.

»Entfliehen?« vergewisserte sich Rhodan ungläubig. »Er konnte aus einem Raumschiff der Takerer entfliehen? Wie ist das möglich?«

»Die Einzelheiten sind uns nicht bekannt, denn wir haben es in erster Linie mit Meldungen der Takerer zu tun, wie ich schon betonte. Ein gewisser Farenda gab Alarm und meldete, daß der Wissende Schekonu mit einem Beiboot entflohen sei. Unglückliche Umstände hätten diese Flucht begünstigt.

Das Boot sei entkommen. Da es aber nur geringe Mengen von Lebensmitteln an Bord habe und kaum einen Wasservorrat, müsse damit gerechnet werden, daß Schekonu umkomme. Außerdem habe das Boot bei der Flucht wahrscheinlich einen Treffer erhalten, der seine Manövriergeschicklichkeit beeinträchtigte. Eine großangelegte Suchaktion sei eingeleitet worden.«

Rhodan deutete auf die Sessel, die aus der MARCO POLO ins Freie gebracht worden waren. Sie setzten sich.

»Immerhin - der Wissende konnte fliehen. Das gibt uns neue Hoffnung, wenn es uns auch dazu zwingt, weiter hier abzuwarten, bis wir vielleicht ein Lebenszeichen von ihm empfangen. Haben Sie die Moritatoren benachrichtigt, eventuellen Dakkarsendungen besonderes Augenmerk zu schenken. Abschena?«

»Selbstverständlich. Ein spezieller Machrichtendienst wurde eingerichtet. Relaisbrücken bestehen, die Tausende von Lichtjahren überwinden. Wir tun alles, was möglich ist, aber wir können auch keine Wunder vollbringen. Diese Galaxis ist groß, unendlich groß.«

»Niemand verlangt Unmögliches von Ihnen, Abschena. Wir sind Ihnen dankbar für Ihre Hilfe, Ihre Gastfreundschaft. Und dankbar für jede Information. Glauben Sie, daß der Wissende noch lebt?«

»Er konnte den Takerern entkommen, das allein zeugt schon von besonderem Mut und erstaunlicher Tatkraft. Und natürlich von Intelligenz! Sie konnten ihn nicht einmal vernichten, nachdem er geflohen war, und es war ihnen nicht möglich, seinen Fluchtweg mit ihren Geräten zu verfolgen. Er tauchte im Linearraum unter, wie es in einer Meldung hieß. Wir können mit gutem Recht hoffen, Perry Rhodan, daß er noch lebt und daß er sich meldet, sobald er dazu in der Lage ist.«

»Warum hat er sich nicht während der Flucht schon gemeldet?«

»Vielleicht sind seine Geräte defekt. Vielleicht blieb ihm keine Zeit. Vielleicht legte er eine zu große Entfernung Zurück.

Fragen über Fragen, aber noch keine Antwort.

Wir müssen warten.«

Rhodan sah ein, daß er zuviel verlangte.

»Sie haben recht, Abschena, verzeihen Sie meine Ungeduld. Ich bin froh, daß Schekonu fliehen konnte. Wir werden Geduldig abwarten, was weiter geschieht.

Er weiß, was auf dem Spiel steht, und wird mit allen Mitteln versuchen, Kontakt mit uns aufzunehmen.«

»Das wird er«, bestätigte Abschena und fügte, wie üblich, hinzu: »Sie sind heute abend meine Gäste?«

»Gern, Abschena. Und heute darf Gucky wieder mitkommen, wenn Sie es gestatten.«

»Es ist mir ein besonderes Vergnügen«, sagte Abschena und lächelte. »Ein spezieller Schlaftrunk für ihn steht bereit.«

»Dann stellt er wenigstens keinen Unsinn an«, sagte Atlan hoffnungsvoll.

\*

Die Nacht verging für Schekonu und Trotter ohne Zwischenfälle.

Der Beutelbär versicherte, daß die Gigaratten das Tageslicht scheuten und er noch nie eine an der Oberfläche gesehen hatte. Die Frage war nur, ob sie nicht erneut angriffen, wenn man in die unterirdischen Hangars ging, um die notwendigen Teile zum Zusammenbau eines Dakkarkoms zu holen.

Schekonu vertraute auf den Strahler.

Die Energiedladung reichte noch für die Abwehr von vier oder fünf weiteren Angriffen aus.

Über der einsamen Welt Mysyscher ging die grüne Sonne auf, und ein neuer Tag brach an. Für Schekonu der dritte hier.

Trotter hatte darauf bestanden, daß er wieder in seinem Beutel schlief, und um stundenlange Diskussionen zu vermeiden, hatte sich der Wissende in sein Schicksal gefügt. Es gab Schlimmeres.

Aber nun, nachdem er Stunde um Stunde wachgelegen hatte, war er froh, aus dem Beutel kriechen und sich waschen zu können. Er war müde und hatte das Gefühl, die ganze Nacht in einem Sägewerk verbracht zu haben.

Als er ins Zimmer zurückkam, hatte Trotter bereits das Frühstück zubereitet. Schekonu hatte ihm gezeigt, wie man Tee kochte. Es gab Tee kistenweise in dem unterirdischen Magazin. Dazu gab es eine Dose mit wohlgeschmeckendem Fleisch und Büchsenbrot.

Einigermaßen frisch und auf jeden Fall satt setzte

Schekonu dem Beutelbären auseinander, was zu tun sei. Trotter zeigte sich trotz aller Skepsis hilfsbereit und versprach, seinen kleinen Freund zu unterstützen. Schekonu betrachtete seine ungeschickten Hände und meinte:

»Ja, und das wird auch sehr nötig sein. Du mußt nur das tun, was ich sage, dann schaffen wir es. Und nun werden wir erst einmal zu meinem Schiff gehen und nachsehen, was noch heil ist. Vielleicht ersparen wir uns damit eine Menge Arbeit. Wir holen dann nur die beschädigten Teile und bauen sie ein.«

»Klar, wir bauen sie ein«, sagte Trotter selbstbewußt. Ohne weiteren Kommentar steckte er Schekonu wieder in seinen Beutel und marschierte los.

Sie benötigten eine halbe Stunde, bis sie vor dem Wrack standen. Die verbogene Einstiegs Luke war viel zu klein für Trotter, und da Schekonu fest davon überzeugt war, mit dem Schiff nicht mehr starten zu können, kam es auf ein paar Beschädigungen mehr oder weniger auch nicht an. Er gab seine Anweisungen. Gleichzeitig erreichte er damit, wieder auf freien Fuß gesetzt zu werden.

Der Beutelbär machte sich an die Arbeit. Mit einem einzigen Hieb seiner rechten Pranke - die sechs Finger konnte er teleskopartig einziehen, damit sie nicht verletzt wurden - fegte er die Lukenklappe zur Seite. Dadurch entstand eine Öffnung, die zur Not auch für ihn reichte. Aber sie genügte ihm nicht. Geschickt griff er zu und riß mit unvorstellbarer Wucht an der Verkleidung neben dem Einstieg.

Schekonu staunte als er sah, was geschah. Teile der Schiffshülle brachen heraus, als bestünden sie aus Plastik. Es sah so aus, als sei das Boot mit einem Asteroiden zusammengestoßen und habe ein Leck bekommen. Ein Leck, durch das selbst Trotter gebückt in das Innere des Schiffs eindringen konnte.

Wenig später standen sie in der Kommandokabine, dessen transparentes Kuppeldach in hohem Bogen davonsegelte, als Trotter mit dem Kopf dagegenstieß.

Der Dakkarkom sah alles andere als ermutigend aus. Auch unterschied er sich in der Bauart ein wenig von jenen, die Schekonu unten im Magazin gesehen hatte. Im Prinzip jedoch, das wußte er, basierten sie alle auf den gleichen Erkenntnissen.

In aller Ruhe begann er mit seiner Untersuchung, und bald wußte er, welche Teile ausgetauscht werden mußten. Er fertigte eine entsprechende Liste an und gab Trotter die ersten technischen Anweisungen zum Ausbau der beschädigten Teile.

Erst jetzt kam er dazu, die Geschicklichkeit und Intelligenz des Beutelbären zu bewundern. Die feingliedrigen Finger bewegten sich mit einer derartigen Geschicklichkeit, daß man ihnen kaum mit dem Auge folgen konnte.

Als hätte er sein ganzes Leben lang nichts anderes

getan, so führte Trotter die ihm gestellten Aufgaben durch. Schekonu kam kaum mit seinen Anordnungen nach.

Die ausgebauten Teile stapelten sich auf dem Kabinenboden. Schekonu ordnete sie und trug auf der Liste ein, an welche Stelle sie gehörten. Um das Risiko eines Fehleinbaus zu verringern, bat er den Beutelbären nach einer Stunde, aufzuhören.

»Es ist besser, wir holen nun die Ersatzteile, ehe es soviel werden, daß niemand mehr weiß, wo sie hingehören. Gehen wir noch vor dem Essen?«

»Ich habe aber Hunger, Kleiner.«

»Wir öffnen unten im Lager eine Dose und machen eine kurze Pause. Einverstanden?«

Trotter war es.

Nach einer kurzen Mittagspause machten sie sich an die schwierige Aufgabe, die Ersatzteile auszusuchen. Sie unterschieden sich oft kaum von den ausgebauten, und schon nach einer Stunde hatten sie alles beisammen. Schekonu verpackte alles in einen stabilen Plastiksack und bat Trotter, ihn auch tragen. Er selbst zog es diesmal vor, zu Fuß als Begleitschutz voranzugehen, aber die Gifaratten ließen sich nicht blicken.

Als sie wieder an der Oberfläche waren und ins Freie traten, blieb Trotter plötzlich mit einem Ruck stehen. Er sah hinüber in Richtung des Wracks. Schekonu folgte seinem Blick.

An dem Schiff hatte sich jemand zu schaffen gemacht, und dann entdeckte Schekonu zwei oder drei große Schatten, die einen regelrechten Kriegstanz um das Wrack herum aufführten. Dabei stießen sie dumpfe, grollende Töne aus, die bis zum Magazineingang zu hören wären.

»Das hat uns gerade noch gefehlt!« knurrte Trotter.

»Kennst du sie? Wer ist das?«

»Meine Brüder, ganz bestimmt! Wenn wir Pech haben, haben sie dein Schiff restlos auseinandergekommen, und alle unsere Arbeit war umsonst ...«

\*

Kommandant Farenda hatte nach zwei Tagen vergeblicher Ortungsversuche beschlossen, den Schutz der blauen Riesen Sonne zu verlassen und die Verfolgung seines geflüchteten Gefangenen aufzunehmen. Eine erfolgreiche Ortung war hier unmöglich, also mußte er hinaus in den freien Raum, wo er auch die Hyperkomsendungen anderer Stationen empfangen konnte.

Er hatte ordnungsgemäß die Flucht des Wissenden gemeldet, aber keine Empfangsbestätigung erhalten. Jetzt aber, als sich sein Schiff mit knapper Lichtgeschwindigkeit in den Raum hineinbewegte und das System verließ, purzelten die Meldungen nur

so herein.

Die Takerer hatten Großalarm gegeben.

Mehrere Flotten waren auf direkten Befehl des Taschkars gestartet, und eine davon hielt sich etwa dreitausend Lichtjahre entfernt auf, um beim ersten Lebenszeichen des Entflohenen zur Stelle zu sein.

Aber es war Farendas fester Wille, Schekonu selbst wieder einzufangen. Wenn es ihm nicht gelang, war er so gut wie tot. Er kannte die Gerichtsbarkeit des Taschkars.

Er war seit Stunden ununterbrochen im Dienst und saß hinter den Kontrollen. Nebenbei studierte er die Sternkarten und überlegte, wohin er sich an Schekonus Stelle abgesetzt hätte. Aber da gab es allein im Umkreis von nur hundert Lichtjahren auch hundert Möglichkeiten. Hinzu kam, daß Schekonus Schiff wahrscheinlich durch einen Streifschuß beschädigt worden war.

Mit einer gezielten Flucht konnte Farenda also nicht rechnen.

War Schekonu vielleicht, nur vierzig Lichtjahre entfernt?

Farenda schüttelte den Kopf. Schekonu hätte verrückt sein müssen, sich ausgerechnet das vor vielen Jahrhunderten vernichtete System auszusuchen. Die Welt Mysyscher wurde mit Sicherheit nur von wilden Mutationen bewohnt, das hatte die Erfahrung mit anderen Welten in ähnlicher Lage bewiesen. Und Schekonu mußte wissen, daß Mysyscher einst vernichtet worden war.

Rakabot?

Nein, das kam auch nicht in Frage. Eine violette Sonne, viel zu heiß für die beiden Planeten, die sie umliefen. Unbewohnt außerdem, ganz klar. Leben war vielleicht nur in den ersten Anfängen vorhanden, und wenn, dann hatte es sich in kochenden Urmeeren entwickelt.

Nur dreißig Lichtjahre entfernt entdeckte Farenda ein System, das bisher seiner Aufmerksamkeit entgangen war:

Bren!

Eine gelbe Normalsonne, vier Planeten. Die Karte sagte zwar aus, daß es sich auch hier um ein nicht bewohntes System handele, aber die Lebensbedingungen schienen erträglich zu sein. Genau das richtige für einen Flüchtling, der sich erst einmal in Sicherheit bringen wollte.

Farendas Entschluß stand fest. Er ließ die entsprechenden Daten verarbeiten und in den Linearkomputer füttern. Dann startete er.

Der äußere Planet war mit Eis bedeckt und sah nicht sehr einladend aus. Farenda ignorierte ihn und flog den dritten an, der Kontinente und Meere besaß, dazu eine sauerstoffhaltige Atmosphäre und erträgliche Temperaturen. Vegetation war reichlich vorhanden. Riesige Wälder erstreckten sich zwischen

gewaltigen Strömen.

Seine Orter begannen mit der Arbeit. Hinzu kam die Analytik, deren Suchgeräte auf die Metallegierung des Beibootes eingestellt wurden. Wenn es dort unten zwischen den wild wuchernden Wäldern verborgen war - sie würden es entdecken.

Zweimal umrundete Farenda den Planeten, dann sprachen die Suchgeräte an.

Die Meßinstrumente zeigten eine Metallmasse an, die sehr wohl mit der eines Beibootes identisch sein konnte.

Farenda beschloß zu landen.

Sein Stellvertreter war von dem Entschluß nicht sonderlich begeistert und äußerte ernste Bedenken, das große Schiff auf einer unbekannten Welt, die voller Gefahren sein konnte, abzusetzen. Er schlug vor, Beiboot zu entsenden. Aber Farenda lehnte das ab. Die Beibooten waren so gut wie unbewaffnet und konnten sich kaum eines Angreifers erwehren. Das Mutterschiff jedoch konnte das.

»Wir landen mit der ALTAON, wenn wir überhaupt landen. Sollten wir durch jemand angegriffen werden, können wir uns wehren. Haben Sie vielleicht Angst, Offizier?«

Die geortete Metallmasse lag unter dem Dach des Urwaldes verborgen, eine Landung in ihrer Nähe war unmöglich. Zwei Kilometer entfernt befand sich eine größere Lichtung, die durch eine felsige Hügelkuppe gebildet wurde. Hier fanden selbst die wildesten und genügsamsten Wurzeln keine Nahrung und keinen Halt mehr.

Die ALTAON landete sanft und sicher. Die Antriebsmaschinen und Generatoren für die Antigravfelder verstummt. Farenda spürte die plötzliche Stille fast schmerhaft in den Ohren. Aber dann kamen seine Befehle klar und deutlich. Ein Erkundungstrupp wurde zusammengestellt, dessen Führung Farenda selbst übernahm. Sein Stellvertreter blieb in der ALTAON zurück, um im Notfall mit dem Schiff eingreifen zu können, wenn sich Gefahr zeigte.

Das Gelände war für ein Landfahrzeug ungeeignet, und mit einem Fluggleiter hätte man wiederum nicht landen können, ohne sich größeren Gefahren auszusetzen. Also hatte Farenda beschlossen, die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen.

Er hatte zehn entschlossene und bewährte Männer ausgesucht und schwer bewaffnen lassen. Für ihn bestand kein Zweifel an der Tatsache, daß zwei Kilometer entfernt das Wrack seines Beibootes im Urwald verborgen lag. Wenn das stimmte, konnte auch Schekonu nicht weit sein. Der Flüchtling besaß keinerlei Hilfsmittel und Waffen.

Es war erstaunlich, daß Farenda so dem Zufall vertraute, der ihn hierher gebracht hatte. Sein fester Wille, den Wissenden wieder einzufangen, trübte

seinen Sinn für das Reale.

Die fünfhundert Meter bis zum Waldrand legte der Erkundungstrupp relativ schnell zurück. Aber dann begannen die Schwierigkeiten. Das Unterholz erwies sich als so dicht, daß die Takerer ihre Handstrahler einsetzen mußten, um sich einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen. Zum Glück war es feucht, so daß der Wald kein Feuer fing. Aber unbekannte Tiere flüchteten aus ihren Verstecken und erzeugten immer wieder Verwirrung und unnötiges Erschrecken. Es erfolgte kein Angriff.

Farenda sah auf sein Meßgerät. Sie hielten die Richtung ein und machten kaum einen Umweg. Die Entfernung bis zum Wrack betrug noch zwölphundert Meter.

Sie brauchten weitere drei Stunden, um es zu erreichen.

Und dann standen sie vor der georteten Metallmasse, aber es war nicht das erwartete Beiboot oder auch nur etwas, das im entferntesten so aussah wie ein Raumschiff.

Mitten im Urwald, von Schlingpflanzen überwuchert und verfaulten Baumstämmen halb überdeckt, lag ein schwarz schimmernder Metallwürfel, der keinerlei Beschädigungen zeigte und neu zu sein schien. Aber schon der erste Eindruck bewies, daß er mindestens zweihundert Jahre hier liegen mußte.

Die Stärke der gefällten Bäume, der Grad ihrer Fäulnis - es konnte kein Zweifel daran bestehen, daß der Block, der Tausende von Tonnen wog, schon sehr lange hier lag.

Im Urwald, auf einem unbekannten und unbewohnten Planeten! Wer hatte ihn hierhergebracht, und was hatte er zu bedeuten?

Farenda überwand seine Enttäuschung. Er bemerkte, daß es bereits dunkelte. Heute war es für den Rückmarsch zu spät, wenn der Pfad auch geschlagen war. Er ordnete eine flüchtige Untersuchung des geheimnisvollen Würfels an und beschloß, die kurze Nacht hier zu verbringen.

Es war ein Entschluß, den er noch bitter bereuen sollte.

Die Untersuchung brachte kein greifbares Ergebnis.

Der Würfel bestand aus dauerhaftem Material, einer metallischen Legierung, die auch den Takerern bekannt war. Soweit feststellbar war, gab es keine Hohlräume in dem Metallblock, und sein Verwendungszweck blieb geheimnisvoll wie alles, was mit ihm zusammenhing. Dann war es dunkel. Mit den Strahlern wurde eine kleine Lichtung gebrannt und ein Feuer angezündet.

Farenda ließ eine Wache aufstellen, obwohl er, keinen Überfall durch wilde Tiere befürchtete.

Gegen das merkwürdige Gefühl der Unsicherheit,

das ihn seit einer Stunde befallen hatte, halfen auch die Wachen nicht.

Sie schliefen ohne Decken, die Waffen griffbereit. Zum Glück blieb es warm, und kein Zwischenfall störte die Nachtruhe. Die Wachen wechselten regelmäßig, und keiner der Takerer konnte ein besonderes Vorkommnis melden.

Erst als der Morgen graute und Farenda einen kurzen Rundgang unternahm, konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich etwas verändert hatte.

Zuerst grübelte er vergeblich darüber nach, was das sein konnte, aber dann, als sich der Erkundungstrupp zum Rückmarsch formierte wußte er es plötzlich.

Der Pfad, den sie gestern gebrannt hatten ...

Farenda fand ihn nicht mehr.

Die Lichtung war noch vorhanden, auch die Spuren der gestrigen Tätigkeit, aber sie endeten wie abgeschnitten zehn Meter von dem schwarzen Kubus entfernt.

Vergeblich nahm Farenda seine Meßinstrumente zu Hilfe. Er stellte zwar genau die Stelle fest, an der sie gestern die Lichtung betreten hatten und wo der Pfad beginnen mußte, aber er fand jetzt nur noch dichtes Gestrüpp und sogar gestürzte Stämme.

Er beriet sich mit den zwei Wissenschaftlern, die sich dem Trupp angeschlossen hatten. Sie fanden keine Erklärung für das Phänomen, waren sich aber darüber einig, daß über Nacht etwas Unerklärliches geschehen sein mußte. Niemand wagte, dieses Unerklärliche in Worte zu kleiden. Sie warfen dem Würfel nur scheue Blicke zu.

Denn der Würfel war schuld, daran kannte kein Zweifel bestehen.

Farenda entschloß sich, den Rückweg zur ALTAON anzutreten. Er rief sie über Funk an.

Keine Antwort.

Nun stieg echte Besorgnis in Farenda hoch. Wenn schon hier etwas geschehen war, das er nicht verstand, so konnte das doch nicht auch noch sein Schiff betreffen. Er versuchte noch einmal, Funkkontakt zu erhalten, aber die ALTAON meldete sich nicht.

Er gab den Befehl zum Rückmarsch.

Der Pfad mußte neu gebrannt werden. Sie fanden auf dem ganzen vierstündigen Marsch bis zur Lichtung kein einziges Merkmal ihrer gestrigen Tätigkeit, keine einzige Spur, keinen Hinweis. Der Urwald war, obwohl sie, den Instrumenten nach zu urteilen, ihren gestrigen Weg mehrmals kreuzten, total unberührt.

So als wären sie niemals hier gewesen.

Am Waldrand blieb Farenda, der an der Spitze ging, mit einem Ruck stehen. Er starre hinüber zu der Stelle, an der die ALTAON stand ...

... an der sie stehen müßte!

Der Platz war leer.

Die ALTAON war verschwunden.

Langsam und vorsichtig, so als könne er es noch nicht glauben, ging Farenda weiter, auf den Landeplatz zu. Wenigstens hier mußten sich Spuren befinden, aus denen er erraten konnte, was geschehen war. Er konnte sich erinnern, daß es gestern hier keinen einzigen Baum gegeben hatte, nur einen verfaulten Stamm, in dem es von Insekten nur so wimmelte.

Genau an dieser Stelle stand jetzt ein Baum. Der Stamm war gesund und um gute zwanzig Zentimeter dünner als jener, der gestern verfault hier lag.

Farenda behielt seine schreckliche Vermutung für sich, aber er bemerkte den Blick, den seine beiden Wissenschaftler austauschten.

Die ALTAON war verschwunden.

Sie war ohne ihn und seine Leute gestartet.

So wenigstens hatte es den Anschein. Farenda wußte es besser. Er würde noch genügend Zeit haben, den Würfel zu untersuchen, und vielleicht enthüllte er sein Geheimnis eines Tages.

Ja, die ALTAON ...!

Farenda wußte, daß sie noch nicht gestartet war, sondern noch an derselben Stelle wie »gestern« stand und auf ihn wartete.

Der Ort und der Raum hatten sich nicht verändert, wohl aber die Zeit.

Er wußte, daß er dazu verdammt war, hier auf diesem Planeten zu warten, bis die ALTAON kam und landete.

In ferner Zukunft.

Mit ihm als Kommandanten an Bord ...

## 6.

Trotter stellte den Plastiksack mit den Ersatzteilen vorsichtig auf den Boden und brüllte die drei etwas kleineren Beutelbären so an, daß sie vor Schreck fast umfielen. Aber dann erholten sie sich von ihrem Schrecken und starnten Schekonu an wie ein Wunder, das vom Himmel gefallen war.

»Verschwindet hier, ihr Nichtsnutze!« sagte Trotter und drohte mit seiner riesigen Pranke. »Wir haben zu arbeiten.«

Brummel kam neugierig näher und betastete Schekonu fast zärtlich.

»Wo hast du denn den gefunden, Trotter? Ist das deine Frau?«

»Das ist ein Mann!« fauchte Trotter ihn wütend an. »Und er ist mein Schützling! Verschwindet!«

Grimmi ließ sich nicht so schnell einschüchtern wie Grummel und Brummel. Er packte zu, hob Schekonu hoch und wollte ihn in seinem Beutel verschwinden lassen. Trotter konnte seinen Freund

im letzten Augenblick vor der geplanten Entführung bewahren. Er versetzte Grimmi eine saftige Ohrfeige, die dieser nie in seinem Leben vergessen würde.

»Mach ihnen heiße Füße!« bat er Schekonu und deutete auf den Strahler. »Sonst werden wir sie nie los.«

Schekonu hatte seinen ersten Schreck längst überwunden. Niemals hätte er den jungen Beutelbären ein Leid zufügen können, auch wenn Trotter es verlangte. Vielleicht gelang es ihm mit Freundlichkeit, sie von der Wichtigkeit der Arbeit zu überzeugen, die er und Trotter durchzuführen hatten.

»Trotter hilft mir, ihr dürft uns nicht stören. Spielt drüber in der Stadt. Wenn wir kommen, zeigen wir euch schöne Dinge.«

»Ja, verschwindet!« fügte Trotter barsch hinzu.

Die drei Beutelbären trollten sich und verschwanden zwischen den Schutthalde.

Schekonu atmete auf und bat Trotter, die Ersatzteile ins Schiff zu bringen. Er nahm die Liste und die grob angefertigte Zeichnung und begann damit, die einzelnen Teile einzurichten. Trotter arbeitete genau nach seinen Anweisungen - und er tat es sehr geschickt und intelligent. Schekonu hatte seinen riesigen Freund in der Tat unterschätzt. Trotter fehlte nur das Wissen, aber keineswegs der Geist, sich Wissen zu erarbeiten.

Bald saß der Dakkarverstärker am richtigen Ort.

Die Meßinstrumente zeigten an, daß er funktionierte.

Erleichtert über diesen ersten Erfolg setzten die beiden ihre Tätigkeit fort.

Sie arbeiteten den ganzen Nachmittag, dann waren alle herbeigeschafften Teile eingebaut.

Morgen würden sie die restlichen holen und den Dakkarkom erproben.

Schekonu war fest davon überzeugt, morgen schon seine erste Sendung ausstrahlen zu können. Dann konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, bis ein Moritator das Notzeichen und die Koordinaten auffing und weiterleitete. Vielleicht kam er sogar selbst, um den Schiffbrüchigen zu retten.

Es dämmerte bereits, als sie in die Stadt zurückkehrten.

Hier hatten sich die drei Besucher Inzwischen auf ihre Art und Weise köstlich amüsiert. Sie waren in die leeren Häuser eingedrungen und hatten alles, was nicht niet- und nagelfest war, aus ihnen entfernt. Auf den Straßen verstreut lagen die noch erhaltenen Reste der ehemaliger, Einrichtungen, teils mutwillig beschädigt, teils bis zur Unkenntlichkeit auseinandergerissen. Trotters Brüder hatten sich so richtig ausgetobt, und zum Glück waren sie dabei nicht in Trotters Wohnung geraten.

Sie stürmten dem größeren Bruder und Schekonu entgegen, zeigten aber keine Absichten, den

kleineren Fremden zu entführen.

Im Gegenteil, sie benahmen sich richtig zivilisiert, wenn dieser Ausdruck bei einem Beutelbären auch nicht gerade angebracht schien.

»Ich lade euch zum Abendessen ein!« begrüßte sie Trotter. »Aber dann müßt ihr mitkommen, in die großen Höhlen unter der Erde. Keine Angst, es ist hell dort unten.«

Es wurde ein Festmahl, wie es die Beutelbären noch niemals erlebt hatten. Die geleerten Konservendosen stapelten sich in dem Magazin, und als Grimmi bei einem Streifzug eine Kiste mit Flaschen entdeckte, die eine wohlschmeckende Flüssigkeit enthielten, ging das Fest seinem absoluten Höhepunkt entgegen.

Schekonu kostete ebenfalls von dem köstlichen Wein, der sich so lange gehalten hatte. Die Unbekannten, die so brutal von den Takerern ausgerottet worden waren, mußten eine vorzügliche Konservierungstechnik besessen haben. Der Wein war nicht nur gut, er war vorzüglich.

Und er war schwer und stark.

Brummel torkelte bald von einer Seite zur anderen und begann zu tanzen.

Er wirkte dabei so komisch, daß Schekonu lachen mußte, bis ihm die Tränen kamen. Aber der bisherige Erfolg mußte gefeiert werden, das sah er ein. Besonders, weil Trotter so stolz war, seinen Brüdern das alles zeigen zu können.

Endlich fiel Brummel um und schlief auf der Stelle ein.

»Wir müssen ihn nach oben schaffen«, sagte Trotter zu Grummel und Grimmi. »Wenn ihn hier unten die Gigaratten schlafend finden, fressen sie ihn auf.«

Grimmi bekam ganz große Augen.

»Wer?«

»Die Gigaratten! Das sind ganz gefährliche Tiere, die hier unten leben. Sie fressen mit, besonderer Vorliebe junge Beutelbären.«

Grimmi ließ seine Flasche auf den Boden fallen, so erschrocken war er.

»Und das sagst du erst jetzt?«

»Vorher war es nicht nötig«, entschied Trotter kategorisch. »Nun was ist? Helft ihr mir, Brummel nach oben zu bringen?«

Mit vereinten Kräften schafften sie es, den schnarchenden Brummel bis zum Lift zu schleppen. Auch die oberen Treppen bereiteten weiter keine Schwierigkeiten. Sie erreichten bei völliger Dunkelheit das Haus und deponierten den immer noch fest Schlafenden auf dem Fußboden eines leeren Zimmers. Dort konnte er seinen Bärenrausch ausschlafen. Sein Schnarchen war bis in den vierten Stock zu hören.

Trotter befahl Grummel, Feuer zu machen. Er

hatte keine Lust, in dieser Nacht zu frieren und zeigte sich über das plötzlich aufgetauchte Dienstpersonal äußerst erfreut. Grimmi jagte er nach draußen, auf den Halden nach trockenem Holz zu suchen. Lediglich Schekonu befreite er von jeglicher Arbeit. Er nickte ihm zu.

»Setz dich, Schekonu. Morgen ist ein entscheidender Tag. Du mußt dich ausruhen. Morgen holen wir die restlichen Ersatzteile und bauen sie ein. Dann kannst du dein Volk rufen.«

»Ich habe dir alles zu verdanken, Trotter«, sagte Schekonu.

Er ahnte noch nicht, was die Beutelbären ihm alles zu verdanken haben würden.

Wenn er es gewußt hätte, hätte er auch in dieser Nacht nicht schlafen können.

\*

Der Kommandant des takerischen Kriegsschiffes traute seinen Augen nicht, als der Funkoffizier ihm die Meldung überbrachte. Er las sie mit gerunzelter Stirn.

Die ALTAON hatte sich gemeldet. Das war das Schiff, in dem der Wissende Schekonu gefangen gehalten worden - und aus dem er entflohen war. Die Nachricht lautete:

>ALTAON auf dem dritten Planeten der Sonne Bren gelandet. Der Kommandant Farenda und zehn Männer verließen das Schiff, um das geortete Wrack des flüchtigen Beibootes aufzusuchen, zwei Kilometer vom Landeplatz entfernt. Farenda und seine Leute sind bis heute, zwei Tage nach der Landung, nicht zurückgekehrt. Keine Funkverbindung, keine Spur. Wir erbitten Verstärkung. Die Koordinaten sind ...<

Der Kommandant fluchte kräftig, um sich zu erleichtern, dann beriet er sich mit seinen Offizieren. Sie befanden sich auf einem routinemäßigen Erkundungsflug und versäumten nichts, wenn sie einen Umweg machten. Also beschlossen sie, der ALTAON zu helfen und nach den verschwundenen Takerern zu suchen.

Das Schiff ging in den Linearraum und erreichte das System Bren.

Mit der vorgeschriebenen Vorsicht wurde der dritte Planet angeflogen, bis man die ALTAON auf der Lichtung sichtete. Da Platz genug vorhanden war, landete der wesentlich größere Kreuzer dicht daneben.

Farendas Stellvertreter, der Offizier Ra, begab sich sofort an Bord des Kreuzers und berichtete. Viel Neues kam dabei nicht heraus. Farenda war und blieb verschwunden. Der Beginn des Pfades in den Urwald war noch deutlich zu erkennen, aber niemand hatte es gewagt, ihn zu betreten.

Das war genau nach den Vorschriften, und niemand konnte Ra daraus einen Vorwurf machen. Er hatte von Farenda den Befehl erhalten, hier in der ALTAON auf ihn zu warten.

Die schon einmal von der ALTAON aus vorgenommenen Messungen wurden wiederholt, und sie erbrachten ein ähnliches Ergebnis. Im Urwald zwei Kilometer entfernt, wurde eine Metallansammlung geortet, die etwa der Masse eines Beibootes entsprach. Aber wenn es sich wirklich nur um das Beiboot handelte, mit dem der Wissende entflohen war, warum kehrten dann Farenda und seine zehn Begleiter nicht zurück?

Der Vorfall war mehr als nur geheimvoll.

Er war unerklärlich.

Der Kommandant des Kreuzers berief eine Konferenz ein, denn er wollte nicht leichtsinnig vorgehen.

Eigentlich hätte er die Erlaubnis seines direkten Vorgesetzten einholen müssen, aber der war im Hauptsystem und nicht erreichbar.

Nach einstündiger Beratung kam man überein, daß eine vorsichtige Erkundung keineswegs gegen die Vorschriften sei.

Sie sei sogar eine Ehrenpflicht, denn man konnte einen takerischen Raumschiffkommandanten nicht im Stich lassen, welcher Gefahr er auch immer begegnet war, Ra kehrte befehlsgemäß in die ALTAON zurück, um dort die weiteren Ergebnisse abzuwarten. Der Kommandant des Kreuzers hingegen machte sich mit fünf seiner Leute auf den Weg zu dem vermutlichen Wrack des Beibootes.

Sie hatten keine Schwierigkeiten, bis zu der Lichtung zu gelangen.

Sie fanden den schwarz schimmernden Metallblock, und sie entdeckten die Spuren von Farendas Nachtlager. Das war aber auch alles, was sie fanden.

Der Metallwürfel bereitete den Kommandanten zwar einiges Kopfzerbrechen, aber es war nicht seine Aufgabe, sein Geheimnis zu lüften. Er wollte Farenda finden, sonst nichts.

Einigermaßen ratlos machte er sich eine halbe Stunde später wieder auf den Rückmarsch, und als sie die Lichtung erreichten, kam ihnen Ra schon entgegen.

»Ich wollte es vermeiden, Funkkontakt zu Ihnen aufzunehmen, Kommandant. Wir haben eine Entdeckung gemacht.«

»Ja?«

Ra deutete in Richtung des Gebirges, von dem die Felsenlichtung durch Wald und eine Steppe getrennt wurde. Wahrscheinlich gab es in der Ebene auch einen größeren Fluß. »Rauchzeichen«, sagte er kurz.

Der Kommandant des Kreuzers sah in die angegebene Richtung und nickte.

»Zumindest Rauch, von einem Feuer. Haben Sie eine gewisse Regelmäßigkeit beim Verwehen des Rauches bemerken können, weil Sie sagen, man hätte Zeichen gegeben?«

»O ja, zweifellos. Jemand wollte uns ein Zeichen geben.«

»Entfernung?«

»Ich schätze vier Kilometer.

Was schlagen Sie vor?«

»Wir nehmen einen Gleiter, und Sie kommen diesmal mit.

Drei Offiziere werden uns begleiten.« Erst jetzt fiel ihm seine Entdeckung wieder ein. »Wir haben im Urwald übrigens kein Beiboot gefunden nur einen schwarzen Block aus Metall. Und Farendas Spuren, die sich in Luft aufzulösen scheinen. Jedenfalls hat er den Rückweg nicht mehr angetreten. Höchst seltsam.«

»Vielleicht erhalten wir bei dem Feuer eine Antwort«, vermutete Ra. »Wo Feuer ist, da sind auch Menschen. Eingeborene?«

»Vielleicht Schekonu, der Wissende«, sagte der Kommandant und gab seinen Leuten einige Anweisungen. Der Gleiter wurde aus dem Kreuzer geholt. Und setzte sanft auf der Lichtung auf. »Steigen wir ein. Wir wollen uns nicht zu lange aufzuhalten.«

Sie flogen nur in geringer Höhe und beobachteten das Gelände unter sich. Sie konnten nichts Verdächtiges bemerken. Urwald wechselte mit Lichtungen und Steppe. Das Feuer kam immer näher, und dann sahen sie, daß es am Ufer eines breiten Flusses brannte, auf einer geschlagenen Lichtung, an deren Rand einige Hütten standen.

Neben dem Feuer standen zwei Männer und winkten.

Der Gleiter landete.

»Halten Sie die Waffen schußbereit«, empfahl der Kreuzerkommandant und zog seinen Strahler. »Die beiden sehen mir zwar nicht besonders gefährlich aus, aber man muß immer mit Überraschungen rechnen.«

Ra schloß sich dem Beispiel des ranghöheren Offiziers an. Wenig später standen sie auf der Lichtung und gingen auf die beiden Männer zu, die keinen Schritt taten, um ihnen entgegenzukommen.

Erst jetzt bemerkte Ra, daß es zwei sehr alte Männer waren, die an dem Feuer auf sie warteten. Der eine stützte sich auf einen Stock und hielt sich nur mühsam auf den Beinen. Der andere machte einen frischeren Eindruck, trug aber ebenfalls einen langen Bart. Er war mindestens achtzig Jahre alt.

Ras Blick ging hinüber zu den Hütten. Daneben sah er einen verwilderten Garten, in dem unbekannte Pflanzensorten wuchsen. Und weiter dahinter, auf einem flachen Hügel, entdeckte er ein eingefriedetes

Stück Land, aber es war kein Garten.

Es war ein Friedhof.

Die Gräber waren deutlich zu erkennen, und es waren neun Gräber.

Neun!

Und zwei Männer warteten an dem Feuer!

Ra blieb stehen, als der kräftigere der beiden Männer langsam auf ihn zukam und ihm ins Gesicht starrte. Der andere hatte sich wieder gesetzt und die Hände vors Gesicht geschlagen. Heftige Zuckungen erschütterten seinen Körper.

Der Kreuzerkommandant war stehen - geblieben.

»Wer sind Sie? Verstehen Sie mich?« fragte er und behielt die Waffe schußbereit in den Händen

»Schiffbrüchig, nicht wahr?«

Der Bärtige sah noch immer Ra an, fassungslos und fast entsetzt. Dann schüttelte er den Kopf und ging zum Feuer zurück. Er setzte sich neben den Alten und deutete auf einige herumliegende Holzstämme.

»Nehmen Sie Platz, und stecken Sie Ihre Strahler fort. Sie benötigen keine Waffen.« Er sah Ra an und fuhr fort: »Es ist eine lange Geschichte, Offizier Ra. Eine sehr lange Geschichte. Erkennen Sie mich nicht?«

Ra setzte sich. Langsam nickte er.

»Sie sehen einem Mann sehr ähnlich, der bis vor zwei Tagen mein Vorgesetzter war, Kommandant der ALTAON. Sie könnten sein Vater sein.«

»Zwei Tage ...?« Der alte Mann hielt die Hände über das wärmende Feuer. »Zwei Tage also? Vor zwei Tagen landeten Sie? Ich habe erst heute den Kreuzer landen sehen. Dann muß ich vorgestern die Landung der ALTAON verpaßt haben. Kein Wunder, denn ich warte schon zu lange darauf.« Ra holte tief Luft, dann sagte er: »Sie sind Farendas, mein Kommandant?«

»Ich war es, Ra, bis vor siebenunddreißig Jahren. Solange warte ich bereits auf Sie. Ich frage mich nur, was geschehen wäre, wenn ich bei der Landung vorgestern zufällig auf der Lichtung gewesen wäre. Wäre ich mir selbst begegnet ...?«

Der Kreuzerkommandant hatte schweigend und ungläubig zugehört. Er beugte sich vor und sah den alten Mann an.

»Sie behaupten, Farendas zu sein?«

»Ich bin Farendas. Der schwarze Würfel hat mich und meine Leute über Nacht um siebenunddreißig Jahre in die Vergangenheit versetzt - fragen Sie nicht nach einer Erklärung. Ich habe keine. Ich bin nie mehr bei dem Würfel gewesen - vielleicht hat es ihn bis vor wenigen Tagen gar nicht gegeben. Gewöhnen Sie sich an den Umstand, daß Sie und ich in zwei verschiedenen Dimensionen leben und nur zufällig hier an diesem Ort und zu diesem Zeitpunkt zusammentreffen. Unsere Wege werden sich wieder

trennen.«

»Ich muß Sie mitnehmen, Farenda. Der Taschkar wird mit Ihnen sprechen wollen.«

Farenda schüttelte den Kopf.

»Ich werde Sie nicht begleiten. Ich bleibe bei meinen Leuten.«

Er deutete hinauf zu dem Hügel mit den Gräbern. »Ich wollte nur warten, bis die ALTAON landet, damit ich Gewißheit erhielt. Ich wollte feststellen, ob meine Gedanken richtig waren. Sie sind es.«

»Ich werde ...«

»Nichts werden Sie, Kommandant! Niemand kann mich mit Gewalt zwingen, Sie zu begleiten. Ich existiere überhaupt nicht mehr. Ich bin nur ein Gespenst, verstehen Sie?«

Ra sah in die Flammen des Feuers.

»Ich kann es nicht begreifen. Es ist alles unmöglich, und vielleicht träume ich nur. Vorgestern waren Sie Farenda, mein Kommandant, ein Mann in den besten Jahren. Und heute ...«

»Siebenunddreißig Jahre!« erinnerte ihn Farenda. »Wir warteten lange auf der Lichtung, aber dann stellten wir anhand von Baumvergleichen fest, daß es zwischen dreißig und vierzig Jahren dauern mußte, ehe die ALTAON kam. Hier am Fluß konnten wir besser überleben. Meine Männer starben an Krankheiten und Altersschwäche. Ich werde die mir noch verbleibenden Tage hier am Fluß verbringen, in Frieden und in Ruhe. Ich will nicht mehr zurück.«

»Was soll ich dem Taschkar melden?« fragte der Kreuzerkommandant.

»Melden Sie ihm«, sagte Farenda ruhig, »daß ich verschollen bin, irgendwo im Zeitstrom gestrandet und verschollen. Und vielleicht werden Sie eines Tages erfahren, was es mit dem Würfel auf sich hat - wenn Sie ihn dann noch finden. Vielleicht werden Sie wissen, wer ihn dorthin gebracht hat, in den Urwald eines unbewohnten Planeten. Aber vielleicht werden Sie es auch niemals wissen.«

Ra stand auf.

»Sie wollen wirklich nicht mitkommen, Kommandant?«

»Nein, mein Entschluß steht fest. Ich bleibe.«

Auch der Kreuzerkommandant erhob sich.

»Wir versorgen Sie gern mit Lebensmitteln und Waffen, wenn Sie es wünschen.«

»Danke, wir haben alles, was wir brauchen. Und Waffen sind unnötig. Ich habe keine Feinde. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich gesucht haben. Ich hätte den weiten Weg bis zu den Schiffen nicht mehr geschafft. Leben Sie wohl - und nochmals Dank.«

Die Takerer stiegen in den Gleiter, der sich Sekunden später erhob und langsam davonschwebte.

Farenda sah hinter ihm her, bis er hinter den Baumwipfeln verschwand. Dann setzte er sich wieder neben seinen alten Freund. Er seufzte. Die Wärme

des Feuers tat gut, und er fror, obwohl die Sonne hoch am Himmel stand und es warm war. Der Kreis hatte sich geschlossen.

## 7.

Sie holten die letzten Einbauteile aus der Hangarwerkstatt und setzten sie ein. Schekonus Spannung stieg, als er die Energiequellen von Trotter anschließen ließ. Jetzt mußte es sich bald zeigen, ob ihre mühselige Arbeit erfolgreich oder umsonst gewesen war. Schekonu ging vorsichtshalber erst einmal auf Empfang, um sich nicht zu verraten.

Schon auf der allgemeinen Frequenz kamen die Impulse herein, in unterschiedlicher Intensität und aus verschiedenen Entfernungen und Richtungen. Sie stammten von Takerern. Es mußten sich im Umkreis von einigen hundert Lichtjahren einzelne Schiffe aufhalten, die vielleicht als Relaisstationen für eine Flotte und Warteposition dienten.

Schekonu wußte, wie gefährlich es jetzt für ihn war, ein Rufsignal auszustrahlen. Selbst wenn er es auf der Geheimfrequenz der Moritatoren tat. Es gab takerische Spezialisten, die sich schon seit Jahren bemühten, den geheimen Kode zu entschlüsseln.

Trotzdem ...

Wenn er nicht ewig hier festsitzen wollte, mußte er den Versuch wagen. Er mußte eine geraffte Information mit der Bitte um Beantwortung aussenden. Er durfte nicht damit rechnen, daß sofort ein Moritator seine Sendung auffing. Er würde sie mehrmals wiederholen müssen, was wiederum die Gefahr erhöhte, daß sie von den verkehrten Leuten empfangen wurde.

Es war ein Risiko, das er auf sich nehmen mußte.

Kurz entschlossen schaltete er das Gerät auf »Senden«.

Trotter hatte bisher interessiert zugegeben, aber nun wurde ihm das Spiel zu langweilig.

»Ich gehe zurück in die Stadt, zu meinen Brüdern. Ich schicke sie nach Hause zurück. Morgen werden wir meine Verwandten besuchen.«

Schekonu schüttelte den Kopf.

»Das wird nicht gehen, Trotter. Ich muß jetzt hier im Schiff bleiben, bei den Geräten. Wenn jemand mit mir sprechen will und ich bin nicht hier, erreicht er mich nicht. Wir wollen doch Erfolg haben, Trotter, denn ich kann nicht immer bei dir bleiben. Sicher werde ich dich und deine Familie später einmal besuchen können. Ich verspreche es dir sogar.«

Trotter war wider Erwarten damit zufrieden und kehrte in die Stadt zurück. Schekonu sah ihm nach, bis er hinter den Schutthalde verschwand. Er folgte das dumpfe Begrüßungsgeschrei der kleineren Beutelbären, dann einen durchdringenden Schrei.

Einer der Brüder oder vielleicht auch ein Vetter

mußten wieder Unsinn angestellt haben, und Trotter war mit seiner Bestrafung schnell bei der Hand.

Schekonu zögerte noch einen Augenblick, aber dann schaltete er auch noch den Raffer ein und begann zu senden.

Die Nachricht, für die er fünf Minuten sprechen mußte, würde in einem einzigen Sendeimpuls bestehen. Es schien somit unmöglich, den Sender anzueilen, falls man die Sendung nicht entschlüsseln konnte und so die Koordinaten herausfand.

Er schaltete auf Empfang und wartete.

\*

Gucky und Ras Tschubai, der afrikanische Teleporter, hatten sich bei ihrem Spaziergang ziemlich weit von der MARCO POLO entfernt. Gerade sie benötigten die Bewegung am dringendsten, denn als Teleporter kamen sie beide zu leicht in Versuchung, auch die kürzesten Strecken mit einem Sprung durch die Dimensionen zurückzulegen.

»Durch den Wald da vorn bin ich immer mit Merceile gewandert«, sagte Gucky und deutete in Richtung der Hügel, hinter denen der dunkle Waldsee lag, in den Gucky einmal nach dem, Genuß einer Flasche Wein gefallen war. »Wir bleiben in der Sonne. Übrigens ist bald Weihnachten.«

Ras nickte.

»Ja, in fünf Tagen. Ich wette, da sitzen wir noch immer hier herum und lassen uns von den Technikern freihalten. Ein faules Leben, nicht gesund. Außerdem macht es dick.«

»Richtig! Deswegen unternehme ich ja auch die täglichen Spaziergänge. Ich habe nur drei Pfund zugenommen.«

»Drei Pfund?« Ras betrachtete seinen kleinen Freund voller Mißtrauen. »Ich hätte deine Gewichtszunahme glatt mit fünf Kilo bezeichnet. Sieh dir nur den Bauchansatz an ...«

»Das ist eine unverschämte Verleumdung!« platzte Gucky heraus und blieb stehen. Heute trug er ausnahmsweise nicht seine Orden, auf die er so stolz war. »Du Fettwanst! Du hast wohl deine Kilos mitgerechnet!«

Ras grinste wohlwollend.

»Hätte ich das getan, würden dich deine krummen Beine nicht mehr tragen. Bist du nun beruhigt?«

»Krumme Beine habe ich!« Das wurde ja immer schöner! »Wenn du noch etwas an mir auszusetzen hast, sind wir die längste Zeit Freunde gewesen!«

»Längste Zeit - das ist gut! Fast anderthalbtausend Jahre!«

Gucky schüttelte den Kopf und watschelte weiter. Da er schon müde war, schleifte er seinen

Biberschwanz hinter sich her wie etwas, das nicht zu ihm gehörte. Ras hügte sich, ihm versehentlich darauf zu treten, wie es Roi Danton einmal gemacht hatte. Gucky mit einem verbundenen Schwanz sah zwar irrsinnig komisch aus, aber seine Reaktion darauf wirkte dann meist nicht mehr so komisch, besonders nicht für den, der Schuld an einem solchen peinlichen Zwischenfall trug.

»Heute machen sie wieder einen bunten Abend«, lenkte Gucky von dem strittigen Thema ab. »Haben wir etwas vor?«

Ras Tschubai wußte, was Gucky meinte. So eine Gartenparty bei Abschena ging niemals ohne Überraschung über die Bühne. Erst gestern noch hatte Gucky einem der Bedienungsroboter telekinetisch das Tablett mit der Nachspeise abgenommen, es mehrmals über die Runde schweben lassen und dann elegant mitten auf dem Tisch abgesetzt. Er hatte Rhodans warnenden Blick rechtzeitig aufgefangen, denn sonst wäre einer der Roboter sicherlich mit Kompott bekleckert worden.

»Nein!« sagte Ras kategorisch. »Ich möchte einmal in Ruhe speisen und meinen Wein trinken. Deine Späße sind mir zu aufregend, außerdem beleidigen wir unsere Gastgeber.«

Gucky kam nicht mehr dazu, das Argument auf seine Weise zu zerflicken. Bei ihm sowohl wie bei Ras summte der Telekom, den sie ständig empfangsbereit am Arm trugen. Ein Knopfdruck stellte die Verbindung zur Funkzentrale in der MARCO POLO her.

Es war die Stimme des wachhabenden Offiziers.

Sie sagte:

»... an Bord zurückkehren! Achtung! An alle! Befehl der Expeditionsleitung: alle Mannschaften und Offiziere haben sofort an Bord zurückzukehren! Alarmbereitschaft! Ich wiederhole ...«

»Mist!« sagte Gucky, der noch vor wenigen Tagen nichts sehnlicher gewünscht hatte, als Haygasch so schnell wie möglich zu verlassen.

»Da hat man sich endlich an den ewigen Frieden gewöhnt, und nun das! Ich fürchte, aus der heutigen Party wird nichts.

Gut, daß ich mir nicht den Kopf über eine heitere Einlage zerbrochen habe. Teleportieren wir?«

»Denkst du, ich laufe den ganzen Weg wieder zurück?«

Gemeinsam sprangen sie zurück in die MARCO POLO.

Knapp zehn Minuten vorher war es passiert.

\*

Abschena's Gleiter landete dicht neben den Teleskopstützen der MARCO POLO, und zwar so hastig, daß eine der Kufen abriss und das Flugzeug

schräg zur Seite kippte und liegenblieb. Abschena, der Chef der Techniker, kam aus der Kabine geklettert. Er hatte den Gleiter eigenhändig gesteuert und sogar auf die Begleitung seines Sohnes verzichtet.

»Melden Sie Perry Rhodan bitte, daß ich eine wichtige Nachricht für ihn erhalten habe. Es eilt!«

Der Offizier, der die Eindruckstellen der gigantischen Landebeine kontrolliert hatte, betätigte den Interkom. Trotzdem dauerte es nur Sekunden, bis sie sich meldeten. Als sie erfuhren, daß Abschena auf sie wartete, kamen sie sofort aus dem Schiff. Sie setzten sich zu dem Moritator, der bereits an einem der Tische Platz genommen hatte, die rund um die Haupteinstiegschleuse des Schiffes aufgestellt worden waren. Zwei Mann der Besatzung brachten erfrischende Getränke.

»Eine Nachricht?« erkundigte sich Rhodan und sah Abschena forschend an. »Betrifft sie den entflohenen Wissenden, Schekonu?«

»Ja, ihn. Über die geheime Relaisbrücke erhielten wir eine Positionsmeldung, die nur von ihm stammen kann. Demnach ist ihm die Flucht und die Landung auf einem unbekannten Planeten gelungen. Jedenfalls lebt er und gab Nachricht. Es dauerte lange, also dürfen wir annehmen, daß seine Geräte beschädigt waren und erst repariert werden mußten.«

»Was besagt die Meldung noch?«

»Daß sein Schiff nicht mehr flugtüchtig ist. Darum gab er die Koordinaten des Planeten durch. Inzwischen sind unsere Experten dabei, das System zu identifizieren. Die Meldung erreichte uns auf vielen Umwegen. Es ist durchaus möglich, daß auch Takerer sie auffingen.«

»Das bedeutet, daß sie wissen, wo sich Schekonu aufhält?«

»Nicht unbedingt, aber es ist möglich. Wenn Sie ihn retten wollen, müssen Sie sich beeilen. Die einzelnen Moritatoren würden es niemals wagen, den Takerern offen entgegenzutreten.«

Sie leiteten die Nachricht nur weiter, das ist alles.«

»Sie glauben, daß die Takerer eingreifen?«

»Auf jeden Fall! Meldungen besagen, daß bereits zwei verschiedene Kampfflotten der Takerer im Anflug sind. Ihr Ziel ist unbekannt. Sobald ich die Auswertung der Astronautischen Abteilung erhalte, wissen wir mehr.«

Rhodan nickte Atlan zu.

»Dann ist es wohl soweit, mein Freund. Würdest du die Startvorbereitungen einleiten und alle Leute an Bord zurückholen? Unterrichte auch die Kommandanten der Wachflotte.«

Sie sollen in zwei Stunden mit der Einschleusung rechnen. Danke.« Atlan entfernte sich ohne Kommentar. Er wußte, was zu tun war. Rhodan fuhr fort, wieder zu Abschena gewandt: »Sorgen Sie

dafür, daß ich so schnell wie möglich die Koordinaten des Planeten erhalte, auf dem sich Schekonu aufhält. Wir werden ihn holen, bevor die Takerer dort sind.«

»Kehren Sie nach Haygasch zurück?«

»Das hängt von den Umständen ab, Abschena. Ich möchte aber auf keinen Fall versäumen, mich schon jetzt für Ihre Gastfreundschaft und die einmalige Aufnahme zu bedanken, die wir hier fanden. Sie haben uns das Warten erleichtert, Abschena, und damit sehr geholfen. Eines Tages, so hoffe ich, wird sich der Ganjo dafür erkenntlich zeigen können.«

»Ovaron!« sagte Abschena mit ausdrucksloser Stimme. »Wenn ich nur wüßte, ob er wirklich der Ganjo ist, der Retter dieser Galaxis ...«

»Jedenfalls ist er ein Ganjase, ein echter Cappin. Er wird sich immer für das Recht einsetzen, ob er nun der Ganjo ist oder nicht. Vielleicht wissen wir es bald, wenn wir Schekonu geholt haben.«

»Die Stunde des Abschieds ... sie ist gekommen, Perry Rhodan. Ich bin glücklich, Freunde aus einer fremden Galaxis bei mir zu Gast gehabt zu haben und ihnen helfen zu können. Es herrscht Friede zwischen euch Fremden und uns - warum gibt es keinen Frieden zwischen den Völkern einer Galaxis?«

Für einen Augenblick verschlug es Rhodan die Sprache, aber dann lächelte er und meinte:

»Ich kenne Planeten, winzige Staubkörner einer Milchstraße, auf denen nur ein einziges Volk, eine einzige Rasse existiert, und ihnen ist der Begriff >Friede< soviel wie ein Fremdwort. Wie sollte es da einen dauerhaften Frieden zwischen Tausenden von Völkern geben? Und es dürfte inzwischen klar geworden sein, daß sich die Cappins in viele Völker aufspalteten, von denen die Takerer das mächtigste wurden. Sie herrschen mit Gewalt, also verhindern sie den Frieden.«

»Planeten, auf denen es Kriege gibt?« Abschena war von dieser Vorstellung so überwältigt, daß er keine Worte fand. Er dachte in galaktischen Maßstäben, und ein Planet war für ihn das, was Rhodan noch vor Sekunden >ein Staubkorn< nannte. »Wie kleinlich gedacht!«

»Der Übergang vom planetarischen Menschen zum kosmischen Menschen ist mühsam und dauert lange, wenn auch nicht so lange wie die Entwicklung vom Dorfbewohner bis zum Planetenbewohner. Der Intellekt ist es seltsamerweise, der den Fortschritt oft hemmt.«

Mannschaften kamen und holten auch die Tische.

Die MARCO POLO war startbereit.

Rhodan gab Abschena die Hand.

»Nochmals unseren Dank an Sie und Ihren Sohn und alle anderen. Auf Wiedersehen, Abschena.«

»Auf Wiedersehen, Perry Rhodan!«

Der Chef der Techniker brachte sich mit dem

Gleiter in Sicherheit, dann heulten die gigantischen Triebwerke der MARCO POLO auf, und langsam stieg der Kugelraumer in die Höhe, wurde schneller und schneller, bis er im Grünblau des wolkenlosen Himmels verschwand.

Sie nahmen die Kreuzer und Korvetten auf. Während dieser Zeit erhielt Rhodan die endgültige Positionsmeldung. Das System hieß Ayscho und der dritte Planet Mysyscher. Er galt als unbewohnt.

Die Entfernung betrug 9413 Lichtjahre.

Während die MARCO POLO mit Höchstwerten beschleunigte und auf die Grenzen des Systems Arnsot zuraste, wurden die Komputer bereits mit den Daten gefüttert. Minuten später zeigten die Meßinstrumente an; Fertig zum Linearflug!

Ovaron, Merceile, Atlan und Roi Danton waren zu Rhodan in die Kommandozentrale gekommen. Die gesamte Strecke sollte in einer einzigen Etappe überwunden werden, um Zeit zu sparen. Man wollte den Takerern zuvorkommen, falls auch sie die Position erfahren haben sollten.

»Hoffentlich kommen wir nicht zu spät«, murmelte Ovaron besorgt, der die Takerer schließlich kennen mußte. »Sie wollen mit aller Macht verhindern, daß der Wissende mich identifiziert.«

Rhodan nickte.

»In etwa siebzig Minuten wissen wir mehr«, sagte er. Das Schiff ging in den Linearraum.

Langsam nur- verstrich die Zeit. In der Funkzentrale war der Betrieb eingestellt worden, denn während des Linearfluges gab es keine Verbindung mehr zum normalen Universum. Die Halbraumspürer orteten einige Einheiten im Linearraum, aber ihr Kurs war unterschiedlich, so daß man sich kein rechtes Bild von ihren Absichten machen konnte.

Und dann tauchte die MARCO POLO in das Einstein-Universum ein.

Sofort begannen die Orter und Funkgeräte wieder zu arbeiten.

Das Flugmanöver war gegückt. Die grüne Sonne Ayscho stand seitwärts auf dem Panoramaschirm. Eine kleine Kurskorrektur genügte, um den dritten Planeten direkt anzusteuern, der noch sieben Lichtminuten entfernt war. Die MARCO POLO verringerte ihre Fluggeschwindigkeit rapide.

Ovaron studierte auf dem Bildschirm die Einzelheiten der Oberfläche von Mysyscher. Sein Gesicht blieb ohne jeden Ausdruck, als er feststellte:

»Das Werk der Takerer - wie schon so oft. Sie haben auch diese Welt einst vernichtet, vor vielen Jahrhunderten. Es muß eine große Zivilisation gewesen sein, mit einer bemerkenswerten Kultur, nehme ich an. Denn sie wurde ohne Gegenwehr vernichtet, soweit ich das beurteilen kann. Wenn Schekonu dort unten ist, hat er vielleicht Überlebende

gefunden, die ihm halfen.«

»Atlan«, sagte Rhodan, »erkundige dich bitte in der Funkzentrale, ob man ein Lebenszeichen von Schekonu empfangen konnte. Er sollte sich melden, damit wir unnötiges Suchen sparen. Laß eine Corvette startklar machen.«

In diesem Augenblick kamen auch Gucky und Ras Tschubai in die Kommandozentrale. Hand in Hand betraten sie den Raum und setzten sich schweigend und fast unauffällig. Gucky hatte es nicht nötig, Fragen zu stellen. Er las in den Gedanken der führenden Männer, welche Sorgen sie bewegten.

Atlan kehrte aus der Funkzentrale zurück.

»Es wurden Funkzeichen aufgefangen, die nur von der Oberfläche des dritten Planeten stammen können. Man kann sie nicht entschlüsseln. Aber die Quelle wurde angepeilt. Wenn wir näher herankommen, kann der Ausgangspunkt der Signale genauer bestimmt werden.«

»Danke.«

Mysyscher drehte sich unter der MARCO POLO hinweg, und dann kam aus der Funkzentrale die Meldung:

»Hier die Koordinaten der Sendequelle, Sir ...«

»Ja?«

»Siebzehn West, dreiundzwanzig Nord. Genau unter uns.«

Rhodan wollte gerade den Befehl zum Ausschleusen der Corvette geben, als sich die Funkzentrale abermals meldete.

»Sir?«

»Was ist?«

»Die Orterzentrale meldet Echos. Dreitausend Echos, Sir. Es muß sich um eine Flotte handeln, die eben aus dem Linearraum kam.«

Rhodans Gesicht schien sich zu versteinern. Mit ruhiger Stimme erkundigte er sich:

»Entfernung?«

»Zehn Lichtminuten, Sir. Genau zehn Lichtminuten.«

Rhodan biß sich auf die Lippen. Es würde mehr als zehn Minuten dauern, bis die Corvette landen konnte. Und dann stand noch immer nicht fest, ob sie auch den Schiffbrüchigen gleich fand. Erneute Peilzeichen würden notwendig sein, und bis dahin war die geortete Flotte der Takerer - denn um nichts anderes konnte es sich bei den dreitausend Echos handeln - nahe genug heran, einen gezielten Angriff auf die MARCO POLO zu fliegen.

Gucky stand auf und kam herbeigewatschelt.

»Weiß schon, was du denkst, Perry. Wieder ich, nicht wahr?«

Rhodan nickte.

»Hast du Gedankenimpulse empfangen können?«

»Mehrere sogar. Es gibt dort unten intelligente Lebewesen. Schekonu ist nicht allein. Er ist bei

Freunden - wenigstens bei einem.«

»Kannst du teleportieren, zusammen mit Ras?«

»Deshalb stehe ich ja hier, Perry.« Für eine Sekunde grinste der Mausbiber, dann war sein Gesicht wieder ernst. »Was wäre die Menschheit ohne mich, he?«

Er ging zu Ras Tschubai, der natürlich Schekonus Gedankenimpulse nicht empfing und den Wissenden daher nicht anpeilen konnte.

»Her mit deiner Hand, schwarzer Mann! Wir gehen mal wieder auf die Reise. Nur zu schade, daß wir nicht viel Zeit haben. Genau neun Minuten, würde ich sagen.«

»Kampfanzug!« rief Rhodan ihm zu.

»Wozu? Ich weiß vom Leiter der Analytik, daß der Planet eine atembare Atmosphäre besitzt und auch sonst sauber ist. Wir würden nur Zeit verlieren.«

»Aber der Rücksprung ...!«

Gucky winkte ab. Er gab Ras die Hand.

»Nichts einfacher als das! Ihr denkt alle so intensiv, wenn auch überflüssiges Zeug, daß ihr nicht zu verfehlten seid!«

Ehe Rhodan weitere Bedenken äußern konnte, waren die beiden Teleporter verschwunden. Sie verloren keine Sekunde der wertvollen Zeit.

\*

Schekonu wartete vergeblich auf eine Bestätigung seines Notrufs. Zwar fing er Funkzeichen auf, aber sie stammten von Takerern, die aufmerksam geworden waren. Einmal nur glaubte er, einen gerafften Dakkarkom-Spruch empfangen zu haben, aber nach seiner Entschlüsselung ergab der Text keinen Sinn.

Eine bewußte Irreführung der Takerer, um Zeit zu gewinnen?

Schekonu, der Wissende, wußte es nicht. Er blieb weiter auf Empfang und war froh, als Trotter herbeikam. Der Beutelbär schien den bevorstehenden Abschied zu spüren und konnte seine Traurigkeit nicht verbergen. Er und Schekonu waren in diesen Tagen gute Freunde geworden.

»Wirst du bestimmt wiederkommen?« wollte Trotter wissen.

»Ich verspreche es dir, Trotter. Dann werden wir deine Familie aufsuchen, und sicherlich kann ich dir einige brauchbare Geschenke mitbringen, die euer Leben erleichtern werden. Ohne dich käme ich nie hier weg.«

Er sagte nichts von seiner heimlichen Sorge. Mit keinem Wort erwähnte er die Takerer. Er konnte nur hoffen, daß sie seine Positionsmeldung nicht hatten Entschlüsseln können.

Er setzte seinen Rafferspruch abermals ab und ging wieder auf Empfang.

Starke Funkzeichen schlugen durch mehrere Frequenzen. Es müßte sich um einen leistungsfähigen Sender handeln, und um einen sehr nahen!

Aber nicht um einen takerischen!

Trotter gingen die quietschenden Funksignale derart auf die Nerven, daß er sich von dem auseinandergekommenen Beiboot entfernte und mit einigen Stahlträgern spielte, die er zu seltsamen Gebilden verbog. Sie erinnerten an moderne Plastiken.

Schekonu meldete sich. Bei dem Sender konnte es sich nur um ein Schiff der Fremden aus einer anderen Galaxis handeln, um die Terraner. Vielleicht waren sie von Moritatoren gebeten worden, ihn abzuholen. Sie hatten ja ein besonderes Interesse daran, daß er ihnen half - also halfen sie auch ihm.

Diesmal kam die Antwort in Neu-Gruelfin und unverschlüsselt.

Schekonu verstand jedes Wort:

»Achtung, Schekonu! Hier spricht Rhodan aus der MARCO POLO. Wir werden Sie holen, und zwar durch Teleportation. Erschrecken Sie nicht! Teilen Sie uns noch mit, ob auf der Oberfläche Gefahr droht Und ob Sie allein sind. Eine Flotte der Takerer nähert sich, wir haben keine Zeit.«

Schekonu bestätigte knapp und betonte, Mysyscher sei harmlos.

Die Takerer allerdings bereiteten ihm Sorge. Er sagte:

»Der Planet ist von harmlosen Halbintelligenzen bewohnt. Hoffentlich lassen die Takerer sie in Frieden.«

Rhodan gab keine Antwort. Genau in diesem Augenblick hörte Schekonu das grollende Aufbrüllen Trotters, der sein kraftgeformtes Stahlstück wegwarf und sich mit erhobenen Pranken auf ein kleines Wesen stürzte, das plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht war. Ein Mann, etwa so groß wie Schekonu selbst, stand daneben und brachte sich durch einen hastigen Sprung in Sicherheit.

Das mußten die angekündigten Teleporter sein.

»Trotter, zurück!« rief Schekonu und stürzte aus dem Schiff.

Das kleine Pelzwesen sah dem riesigen Beutelbären furchtlos entgegen und wich keinen Schritt zur Seite. Im Gegenteil, es machte sogar noch einen Schritt auf ihn zu. Dabei streckte es ihm beide Hände entgegen.

Trotter knallte mit voller Wucht gegen ein Unsichtbares Hindernis und verlor das Gleichgewicht. Mit einem erneuten Aufbrüllen krachte er zu Boden und blieb verdutzt liegen.

»Das ist also Ihr Freund, Schekonu?« sagte das Pelzwesen und kam näher. »Ich bin Gucky, und der schwarze Knabe dort nennt sich Ras Tschubai. Wir wollen Sie abholen. Los, her mit Ihrer Hand! Wir

haben keine Sekunde zu verlieren.«

»Aber Trotter ...«

»Der Sackbär dort?« Gucky winkte ab. »Keine Sorge. Der hat nur ein paar Stunden Kopfschmerzen. Telekinese, wissen Sie? Er ist vor eine unsichtbare Mauer gelaufen, das ist alles. Komm, Ras! Verschwinden wir, ehe die Takerer hier sind.«

Alles ging viel zu schnell für Schekonu.

Er sah noch einmal zu Trotter, der sich grunzend herumwälzte und ihn ansah. In seinem Blick lag unverkennbar ein Vorwurf. Trotter kam sich veraten vor.

Ehe Schekonu ihm die letzten Abschiedsworte sagen konnte, hatten Jucky und Ras ihn gepackt.

»Es wird ernst« murmelte Gucky, der Rhodans Gedanken las und die Kommandozentrale der MARCO POLO anpeilte. »Die Takerer formieren sich bereits zum Angriff, aber sie nehmen nicht kurs auf unser Schiff. Sie kreisen den Planeten Mysyscher ein.«

»Ab!« sagte Ras nur und hielt Schekonu fest.

Sie rematerialisierten in der MARCO POLO, direkt neben Perry Rhodan, der kaum Notiz von ihnen nahm. Er nickte Schekonu lediglich zu und sagte:

»Ovaron, kümmern Sie sich um ihn. Wir müssen fliehen.«

Dreitausend Kampfschiffe der Takerer fielen in das Ayscho-System ein und nahmen Kurs auf Mysyscher. Ihre Absicht war Unverkennbar. Da sie die MARCO POLO noch nicht entdeckt hatten, mußten sie annehmen, Schekonu befände sich noch auf dem dritten Planeten.

Mit Schaudern erkannte Rhodan, daß die Takerer wieder einmal gewillt waren, eine Welt zu vernichten, nur um einen einzigen Mann für immer unschädlich zu machen.

Sie waren ein unglaubliches Volk.

Ein Volk, das für immer seine Existenzberechtigung verloren hatte.

Die MARCO POLO beschleunigte. Sie nahm Kurs auf die Grenzen des grünen Sonnensystems. Rhodan bemühte sich nicht mehr, unentdeckt zu bleiben. Vielleicht konnte er die Takerer davon abhalten, Mysyscher zu vernichten, wenn sie ihn rechtzeitig bemerkten und auf den Gedanken kamen, daß sich Schekonu bereits an Bord befand.

Aber die Takerer waren wie blind.

Sie ignorierten die MARCO POLO und flogen weiter. Erste Fernbomben rasten ihren Schiffen voraus.

Rhodan hätte sein Schiff und das Leben aller an Bord Befindlichen riskieren müssen, um den Takerern entgegenzutreten. Er konnte es nicht, denn die Verantwortung, die er zu tragen hatte, war zu groß.

Und er wußte auch noch nicht, daß es auf Mysyscher die Beutelbären gab.

Als Gucky es ihm mitteilte, war es schon zu spät.

Kurz bevor die MARCO POLO in den Linearraum ging, flammten weit hinter ihr die ersten atomaren Explosionen auf. Gleichzeitig meldete die Ortung zweihundert Verfolger-Schiffe der Takerer, die sich nun endlich entschlossen hatte, die Terraner anzugreifen.

Rhodan leitete den Linearflug ein.

Er warf einen letzten Blick auf den Bildschirm.

Schekonu, von Ovaron und Ras Tschubai gestützt, stand da und starrte auf das grausige Schauspiel, das sich seinen weit aufgerissenen Augen bot.

Dicht neben der grünen Sonne Ayscho stand plötzlich eine zweite Sonne, aber sie war grellweiß und schien zu verdampfen.

Trotter war schon tot.

Niemand sagte etwas. Und dann, von einer Sekunde zur anderen, erloschen die Farben auf dem Panoramaschirm.

Linearraum.

Schekonu schlug die Hände vors Gesicht und ließ sich von Ovaron zum nächsten Sessel bringen. Schwer sank er in die Polster. Rhodan, der sein Schiff in relativer Sicherheit wußte, kam zu ihm. Er legte ihm die rechte Hand auf die Schulter.

»Es tut mir leid, Schekonu, aufrichtig leid. Ich weiß, wie Ihnen zumute leift muß, aber Wir konnten es nicht verhindern. Und noch etwas: Der zweite Planet von Ayscho stand unmittelbar hinter Mysyscher, von hier aus gesehen. Ich würde mir diesen Rest der Hoffnung noch bewahren. Vielleicht haben die Takerer sich um einige Bogensekunden geirrt ...«

Schekonu lächelte schwach.

»Sie wollen mir helfen - danke. Wie fanden Sie mich?«

»Sie erfahren alles. Jetzt werden Sie sich erst einmal erholen, Schekonu. Ovaron, bringen Sie ihn in seine Kabine.«

Der Wissende gehörte ohne Widerspruch. Sein letzter Blick galt dem Bildschirm, aber von Ayscho war nichts mehr zu sehen.

Rhodan kehrte an seinen Platz zurück.

Schweigend machte er sich daran, Daten für die nächste Linearetappe zusammenzustellen.

Gucky hockte zusammengesunken in einem der Sessel und hielt die Augen geschlossen.

Er hätte in diesem Moment jeden Takerer erbarmungslos getötet, der ihm über den Weg gelaufen wäre.

Die MARCO POLO aber entfernte sich mit vielfacher Lichtgeschwindigkeit von dem Ort des Grauens.

In die Stille hinein flüsterte Merceile, das

Cappinmädchen:

»Unser Leben ist niemals sinnlos«, sagte er.

»Es gibt noch eine Gerechtigkeit - es muß sie geben,

denn sonst wäre unser Leben sinnlos.«

Rhodan sah sie an.

**E N D E**

*Wieder ist eine Welt gestorben - wieder hat ein Exekutionskommando der Takerer durch die brutale Vernichtung von Leben schwere Schuld auf sich geladen.*

*Doch ein Leben konnte gerettet werden - das Schekonus, des Moritators. Er ist es auch, der Perry Rhodans Expedition ein neues Ziel gibt.*

*Dieses Ziel ist der Planet Oldon - das Einsatzgebiet der SPIONE VON SIGA ...*

*DIE SPIONE VON SIGA*